SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT
NR. 11 NOVEMBER 1946 FR. 2.50

Du

CF - SCHÖNHEITS - PFLEGE
SÉRODENT
Gesunde Zähne, reiner Atem sind das Ergebnis täglicher Pflege mit Sérodent. Sérodent, die von Zahnärzten empfohlene Zahnpasta, reinigt und schützt Ihre Zähne. Sérodent-Mundwasser verleiht Ihnen einen würzig frischen Atem.
CLERMONT ET FOUET

Aus einem Brief Flauberts an Louise Colet 42

Das Kind und die Katze, Novelle von Ursula Schultheß . . 45

Eheprobleme der Schweizer Frau, von M. Willfratt-Düby . . . 50

Lob der kleinen Bücher, von Marguerite Janson 54

Die Frau als Ueberträgerin des Erbgutes, von Prof. Dr. med. Ernst Hanhart 58

Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa. Zürcher Erinnerungen einer Russin, von Virginie Schlikow . . 63

Wie kommt man unter die Haube? Von Jean L. Block . . . 68

J. E. Liotard:
Madame Sarasin-Liotard.
Pastell. Eigentum der Gottfried-Keller-Stiftung, deponiert im Musée des Beaux-Arts in Genf

---

* * *

AUS UNSERM DEZEMBERHEFT:

*

Das Titelblatt: Geertgen tot Sint Jans, Christi Geburt, aus dem Rijksmuseum in Amsterdam

Weitere farbige Wiedergaben nach Monet, Cézanne, Gauguin, van Gogh, Degas, Renoir, Hodler, Picasso, Vlaminck, alle aus einer Schweizer Privatsammlung

Aquarelle und Zeichnungen des Komponisten Felix Mendelssohn

Der Lappenhirt Nils Nilsson Skum zeichnet seine tausendköpfige Renntierherde

*

Niklaus Stoecklin: Weihnachtskugeln

Farbige und schwarz-weiße Photos aus Italien von Werner Bischof

Wo ist die Mitte der Welt? Von W. R. Corti

*

Weihnachtliches aus alten Chroniken
Albert Bettex: Ueber das Wörtlein «gut»
Werner Bergengruen: Der Arzt von Weißenhasel
Erinnerungen an Hans Huber, von Ruth Speiser
Mit dem Roten Kreuz nach Indien

*

Umfang 120 Seiten

Du

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.
Jeder Nachdruck, auch unter Quellenangabe, ist nur mit ausdrücklicher Bewilligung gestattet.
Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790.
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29.
Insertionstarif auf Verlangen.
Abonnement jährlich Fr. 24.—, Ausland Fr. 32.—, Einzelheft Fr. 2.50.

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790

An unsere Leser

Ein Farbdruck von der Art, wie unsere Freunde ihn regelmäßig in jedem Heft von uns erhalten, kostet, im Laden gekauft, seine drei bis fünf oder acht und mehr Franken. Das Du gibt seinen Käufern und Abonnenten ein halbes Dutzend, oft mehr solcher Drucke in jedem Heft für Fr. 2.50. Dies seit sechs Jahren. An diesem Preis hat sich von allem Anfang bis heute nichts geändert. Unterdessen sind Löhne und Materialien, Papier und Farben so viel teurer geworden, daß eine bescheidene Erhöhung unserer Verkaufspreise sich nicht mehr vermeiden läßt. Sie beträgt dank der großen Auflage, die wir erreicht haben, nur 30 Rappen das Exemplar. Der Einzelkäufer zahlt also fortan *Fr. 2.80* für das Heft, das Jahresabonnement kostet *Fr. 26.50*, das Weihnachtsheft *Fr. 4.50*. Wir bitten unsere Freunde um Verständnis und hoffen, daß die Zuneigung unserer Abnehmer uns unvermindert bleibe.

Conzett & Huber Verlag Zürich

Du

Schweizerische Monatsschrift November 1946 Nr. 11 6. Jahrgang

Vorwort von Arnold Kübler . . . 9

Mutterkräfte der Menschheit, von Walter Robert Corti . . . 10

Albert Schnyder: Frau am Tisch . . . 11

Zwei Gedichte von Christian Morgenstern und Rainer Maria Rilke . . . 14

Der Schattengeliebte und das Rautendelein, von Dr. Jolan Jacobi . . . 19

Martha Stettler, eine Berner Malerin. Von Arnold Rüdlinger. Mit zwei farbigen Reproduktionen . . . 22

André Derain: Zeichnung . . . 25

Charles Despiau: Rötelzeichnung . . . 26

Maurice Barraud: Rose toute nue . . . 27

Auguste Renoir: Sitzendes Mädchen. Zeichnung . . . 28

Du nu, par Paul Valéry . . . 29

Das Frauenstimmrecht als Gegenwartsproblem, von Hulda Autenrieth . . . 30

Cornelia Forster: Hill und Vinzenz. Zeitgenössisches Schaffen, Blatt 22 . . . 35

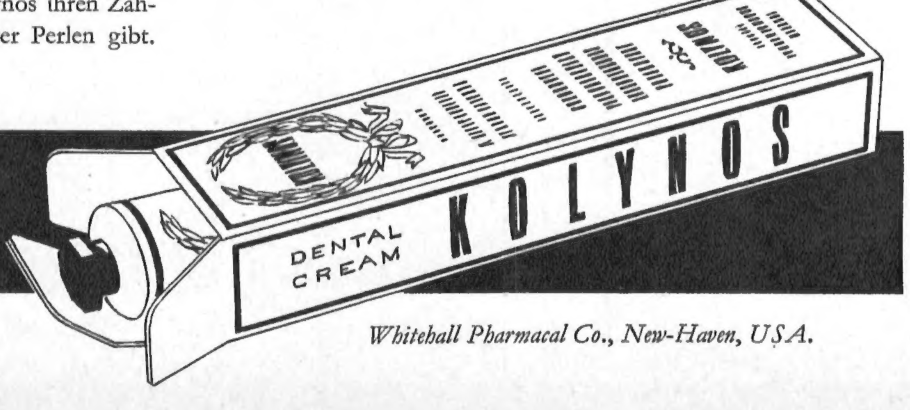
Mademoiselle Lust, Fräulein Gretchen, von Erika Markwald . . . 41

La montre de notre époque

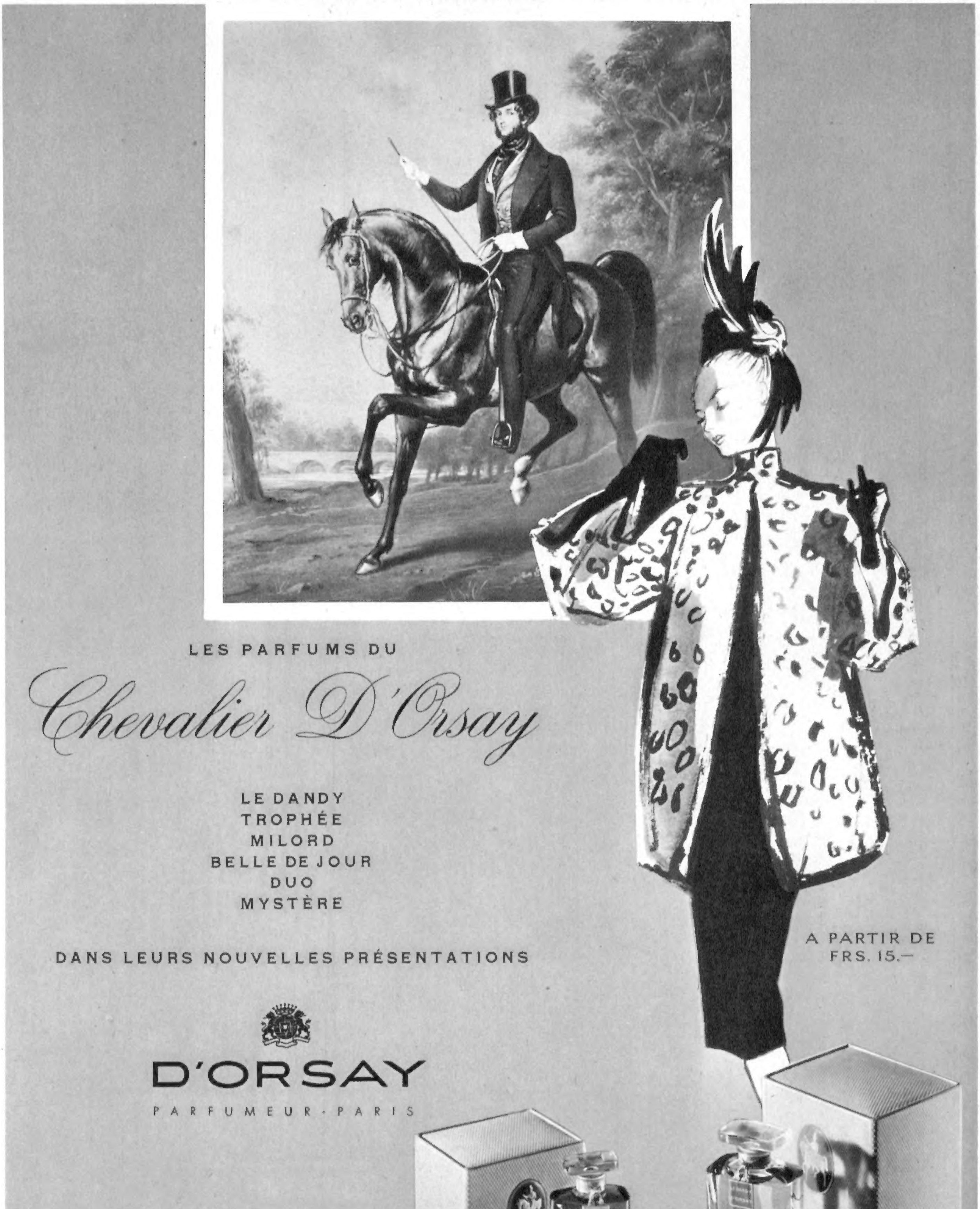
VACHERON ET CONSTANTIN
GENÈVE

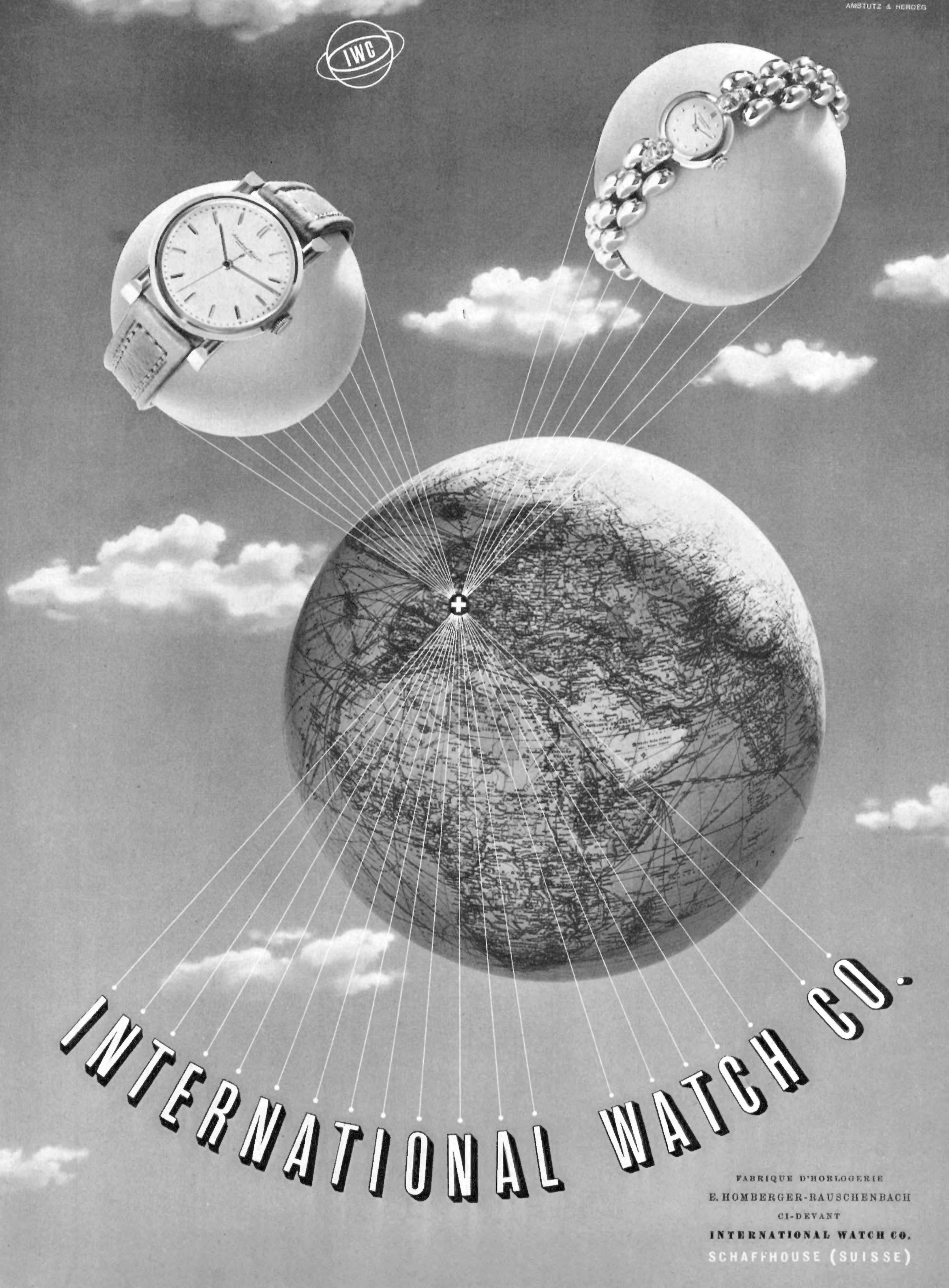
Drei Lächeln – man kann nicht sagen, welches bezaubernder ist. Was ist es, das das maliziöse Lächeln der Pariserin so betörend wirken läßt? Was macht das Lachen des blonden Mädchens aus Schweden so hinreißend frisch? Warum widersteht man so schwer der Amerikanerin, die so strahlend zu lachen weiß? Jede der drei modernen Grazien hat ihr „Geheimnis". Wir kennen es – zur Pflege der Zähne verwenden sie Kolynos. Wo immer in der Welt sich schöne Frauen ihres Charmes bewußt sind, ist Kolynos Freund ihres Lächelns. Kennen Sie die drei Zaubereigenschaften von Kolynos? Erstens: den herrlichen, weichen Kolynosschaum, der die köstlichen ätherischen Oele amerikanischer Herkunft auf alle Mundpartien überträgt, erfrischend und belebend. Zweitens: die ungewöhnliche Reinigungskraft dieses feinblasigen Schaumes, der in die verborgensten Ritzen zu dringen vermag und die Zähne vor Schaden bewahrt. Das Dritte, das Wundervollste, werden Sie aus dem Mund jeder schönen Frau vernehmen: wie Kolynos ihren Zähnen jenen unwiderstehlichen zarten Schimmer sanfter Perlen gibt.

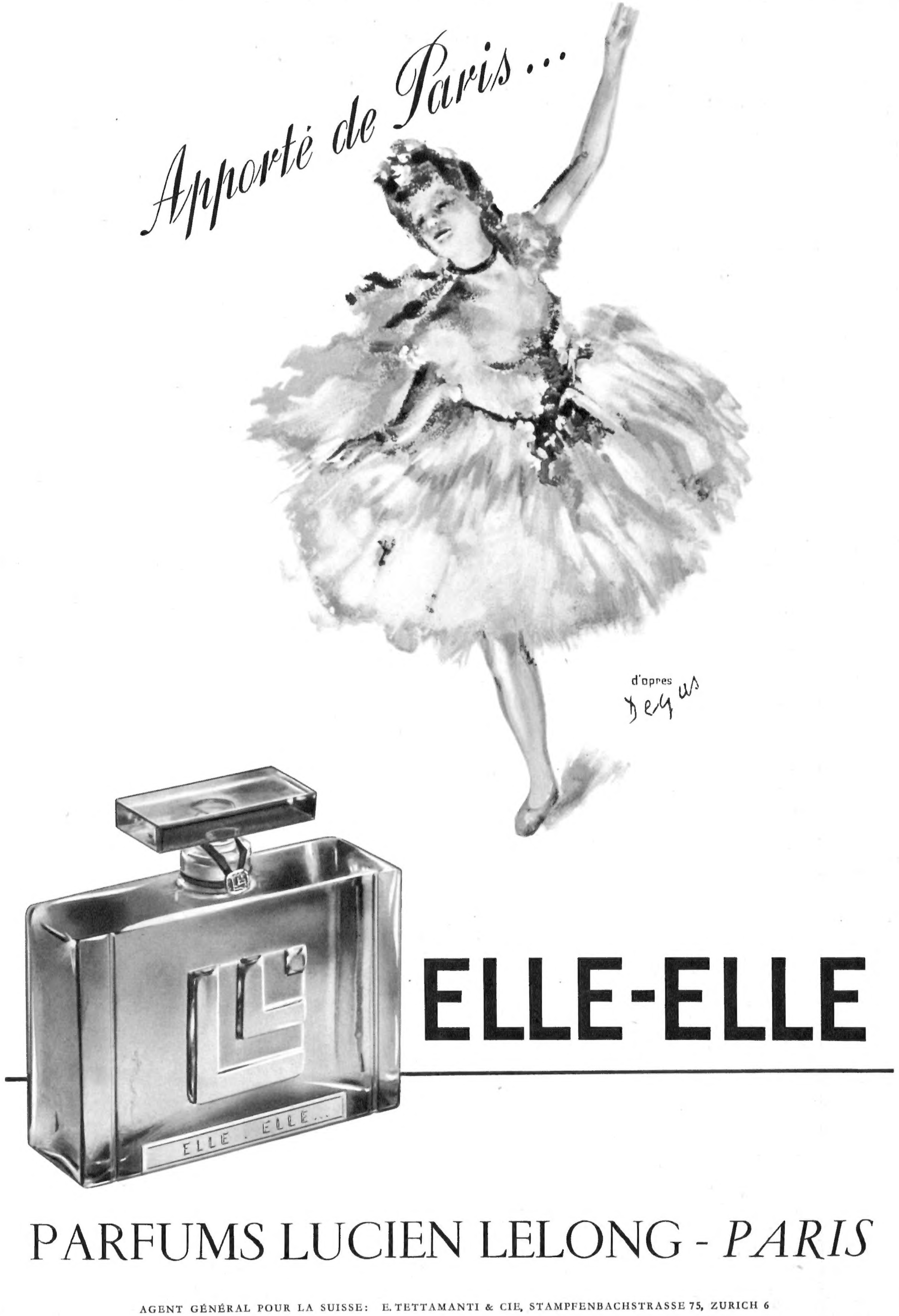
KOLYNOS



Whitehall Pharmacal Co., New-Haven, U.S.A.


LES PARFUMS DU
Chevalier D'Orsay
LE DANDY
TROPHÉE
MILORD
BELLE DE JOUR
DUO
MYSTÈRE
DANS LEURS NOUVELLES PRÉSENTATIONS
A PARTIR DE
FRS. 15.—
D'ORSAY
PARFUMEUR - PARIS
D'ORSAY
D'ORSAY
SUCCURSALE EN SUISSE : GENEVE
10 RUE DE LA MUSE

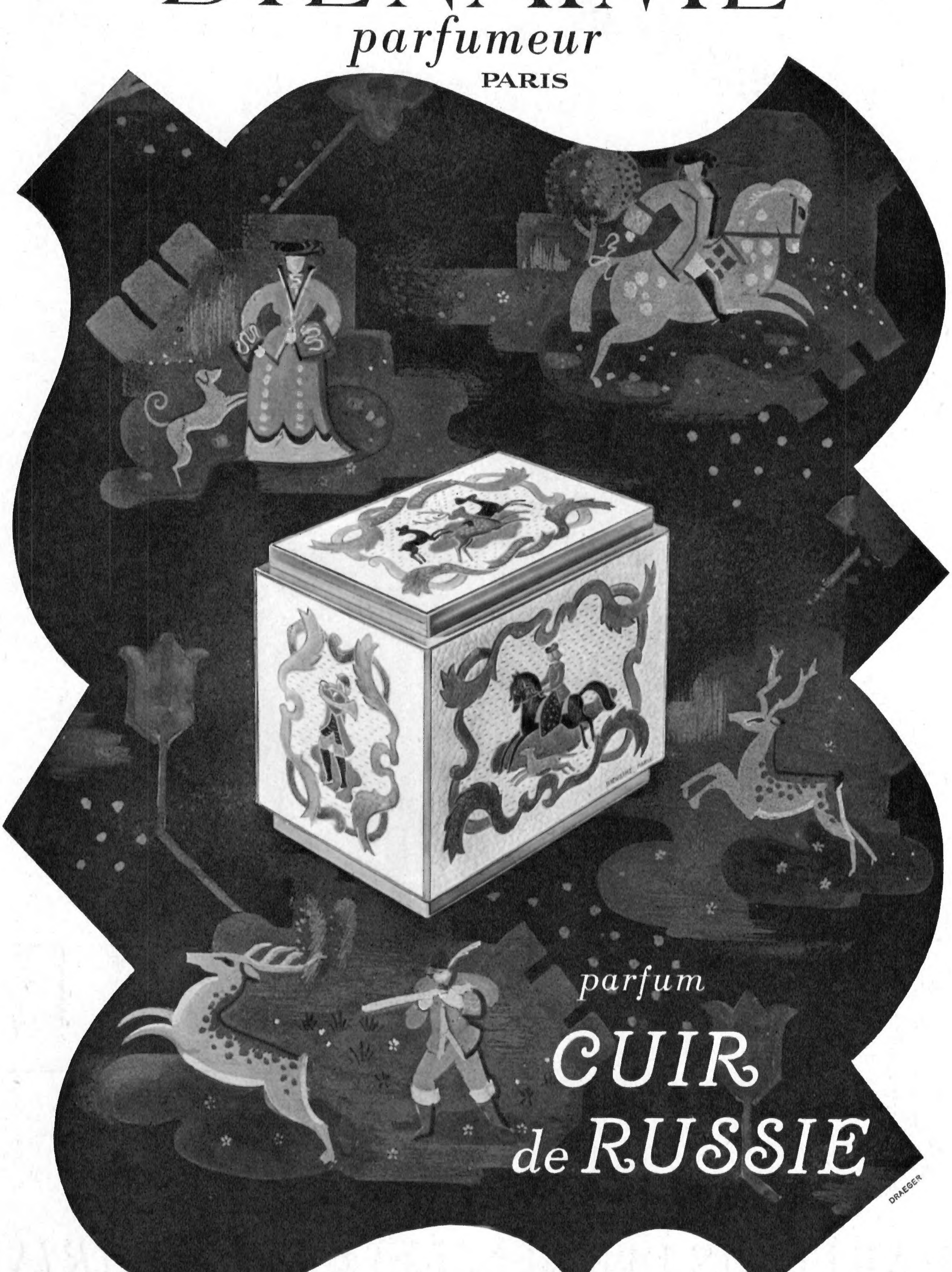

AMSTUTZ & HERDEG
IWC
INTERNATIONAL WATCH CO.
FABRIQUE D'HORLOGERIE
E. HOMBERGER-RAUSCHENBACH
CI-DEVANT
INTERNATIONAL WATCH CO.
SCHAFFHOUSE (SUISSE)


Apporté de Paris...
d'apres Degas
ELLE . ELLE...
ELLE-ELLE
PARFUMS LUCIEN LELONG - *PARIS*
AGENT GÉNÉRAL POUR LA SUISSE: E. TETTAMANTI & CIE, STAMPFENBACHSTRASSE 75, ZURICH 6

BIENAIMÉ

parfumeur

PARIS



AGENT EXCLUSIF POUR LA SUISSE: LOUIS GERSTER, 54, RUE DU STAND, GENÈVE

Gold und Silber im Wandel der Zeiten

UM 1450

Tafelsilber spielte schon im gesellschaftlichen Leben des Mittelalters eine wichtige Rolle. Dies führt uns die eindringliche Darstellung silberner Teller und Kannen recht deutlich vor Augen. Heute, wie vor Jahrhunderten, ist echtes Silber das Kennzeichen der kultivierten Tafel.

Moderne Kanne aus echtem Silber, die vom feinen Stilempfinden unserer Silberschmiede beredtes Zeugnis ablegt.

Zu unserem Novemberheft

Liebe Frau, Du hast sofort, beim ersten raschen Blick ins neue Heft die vielen Frauen darin gesehen, und wenn Du jetzt nach Deiner schönen Gewohnheit vor allem meine einführenden Zeilen aufsuchst, komme ich mit dem Geständnis gewissermaßen schon zu spät: ja, wir haben uns ausgiebig mit ihnen abgegeben. Ich hätte dieses Vorhaben Dir ja schon früher ankündigen können, aber ich freute mich eben still darauf, Dir, wie ich dachte, eine liebenswürdige Ueberraschung bereiten zu können.

Und jetzt? Sieh, wir, die drei Redaktoren sind zusammen mit unserm bildlichen Gestalter doch gegen zwei Jahrhunderte alt und haben infolgedessen geglaubt, über einige unerschütterlich feststehende Kenntnis der Frauen aus Erfahrung zu verfügen und etwa zu wissen, was ihnen von uns frommt und uns von ihnen. Im Laufe der Arbeit sind sie uns aber doch über den Kopf gewachsen, die Probleme, meine ich, die beim Nachdenken und Nachfragen sich auftaten. Wir haben dann Ballast über Bord geworfen, verschoben die eigentliche Liebe auf ein späteres Heft, die Ehe auf ein späteres Heft, die Mutterfreuden und -sorgen auf ein späteres Heft und gedachten uns diesmal vor allem mit den sogenannten öffentlichen Frauenfragen zu beschäftigen, mit der Rolle der Frauen im Leben der Gesellschaft und des Staates. Aber auch da widerstreiten sich die Meinungen der sogenannten Sach- das heißt Frauenverständigen, auch die der verständigen Frauen und die der unverständigen erst recht. Wir gerieten immer tiefer ins Fragwürdige hinein. Aller Streit der Spezialisten führte immer wieder auf die Frage zurück, wie oder was die Frauen denn eigentlich seien. Was der Mann aus ihnen mache, hast Du auch schon gesagt. Da stehe ich, wenn ich an Dich denke, gut da.

Im Ernst: Ueber Frauenrechte und über die Ansprüche der Frauen, im Staate mitzubestimmen, gab es bei uns nie Meinungsverschiedenheiten. Du hast Dich nie deswegen ereifert. Vielleicht, weil Du mit Deiner Rolle und Aufgabe in unserm Hause zufrieden bist, wie ich gerne glaube. Nun leben wir aber nicht allein, sondern gerade durch Dich in Verbindung mit vielen Freunden, und wenn ich selber allenfalls einen Hang zur Eigenbrötelei habe, bist Du es, welche die Brücke zu den andern im Stande hält oder neu schlägt. So auch zu vielen Frauen, die in anderer Lage oder von anderer Art sind als Du. Wie Du sie oft bewunderst, die tüchtigen Schweizerinnen, die in allen möglichen Lagen in der werkenden Männerwelt sich behaupten. Dennoch hältst Du die Frauenstimmrechtsfrage, über die man sich heute bei uns streitet, nicht für sehr wesentlich, wobei Du allerdings Dich über die kleinliche Gegnerschaft einer Männerwelt wunderst, welche ihren Frauen heute noch nicht gewähren will, was Deine eigene, nordische Heimat ihnen schon vor einem Menschenalter zugestand. Aber eben: Du kennst ja zur Genüge jene Kargheit und Unliebenswürdigkeit, jenes zähe Zögern der Schweizer, den Nachbarn anzuerkennen, jene Furcht, sich etwas zu vergeben, wenn er zeigen sollte, daß an der Schätzung eines andern ihm etwas gelegen ist. Jeder ist hierzuland zunächst einmal sich selbst genug. Es gibt im Umgang der Schweizer unter sich eine Dürftigkeit, die aus der Fülle der Rechte kommt, die jedem zustehen. Das ist auch in der Behandlung der Frauenfrage fühlbar. Ich will nicht weiter schelten, das liebst Du nicht, sondern schnell sagen, daß ich es auf jeden Fall sehr schön fände, an irgendeinem kommenden Sonntagmorgen nächstens den ersten Gang zum Stimmlokal an Deiner Seite zu tun. Ich kann mit voller Ruhe und vollem Vertrauen den Zuwachs Deines Einflusses im Staate erwarten. Und weiter: wie oft habe ich gewonnen, wenn die Dinge bei uns einmal nicht nach meinem, sondern nach Deinem Kopf gingen, welch fruchtbare Abwechslung hat sich hierin bei uns eingestellt, wie günstig ist's manchmal, wenn's rasch nach Dir geht, statt bedächtig nach mir und wie sehr muß ich's anerkennen, wenn Du über beobachtete Ungerechtigkeiten Dich empörst, anstatt beim Männergedanken Dich zu beruhigen, daß den bestehenden Verordnungen Genüge getan sei.

Wie sehr hoffe ich nun, Du findest in unserm «Du»-Männerstück über die Frauen einiges, was Dir richtig scheint, gar Dich freut, gar was Du liebst und das Dir zeigt, daß das Wohlgefallen an den Frauen, so wie es nach Nietzsche zu einem rechten Mann gehört, uns bei der Arbeit beflügelte. Oder etwa nicht? Ist von Flügeln nichts da? Dann lässest Du es uns nicht entgelten, sondern lädst uns alle vier zum Essen bei Dir ein. Am liebsten nähmest Du, wie ich Dich kenne, alle Mitarbeiter und den Setzer auch dazu, denn Du holst die Welt gerne zu Dir herein, dort begegne ich ihr und mache mir ein Bild von ihr, und darum kommt sie mir auch immer wieder schön vor und liebenswert. — Herzlich, herzlich grüßt Dich von uns allen

Dein Gatte und Redaktor

Photo Manoli

Mutterkräfte der Menschheit

VON WALTER ROBERT CORTI

In unserer heutigen Welt ist der Mann der Herr, von weither, wie er meint. Manche Anthropologen geben uns taufrische Schilderungen der allergrausten Urgeschichte, so farbig und lebendig, als wären sie eben von einer Expedition dorthin zurückgekehrt. Und auch da erscheint der Mann als das starke Geschlecht, als der kühne Jäger, der heldische Krieger, der tiefe Denker, der feuerbringende Prometheus. Im Dunkel der Höhlen, am häuslichen Herd walten die Frauen und verrichten die niedrige Arbeit. Sie sind selber dunkel, pflanzenhaft, in sich ruhend, während der Mann draußen unersättlich umherschweift — semper novarum rerum cupidus. Mit den Kindern zu Hause bilden sie den warmen Mutterraum der Familie, zu ihnen kehrt abends der Ernährer mit der Beute heim. Er bleibt auch nachts in ihrem Kreise; aber jeder Traum und jedes Morgenrot lockt ihn wieder in die gefahrenreiche Weite. Er hat «draußen» mit seinen Kollegen einen Verein gegründet. Bald ist es ein Jägerverein, bald ein Kriegerverband, ein harmloser Männerchor oder ein Klub der Briefmarkensammler. In diesen Bünden behagt es ihm ausnehmend, es werden dort auch gar so schöne Spiele gespielt. Man rauft sich und rennt um die Wette, man spielt um Geld und Gut, am liebsten aber doch um das heimliche Feuer der Ehre. Der Männerbund erweist sich überdies als ein wahrhaft wunderbares Gebilde. Man kann ihn gewaltig vergrößern, daß er *ein* großes Tier wird, und daß sich alle Teilnehmer in seinem Massen-Ich wie *ein* Mann fühlen. Der Hordenarm wird riesengroß und die Hordeneitelkeit auch. Und so kamen über die stillen Familien hinweg die großen Männerbünde in die Welt, die Völker mit ihren Staaten, die Heere im Glanz ihrer Waffen, die Parteien mit ihrem Haß. Der Mann hat Lust am Kampf, darum schaut er dauernd nach einem Erbfeind aus. Ist keiner da, so muß er ihn erfinden. Schon erhebt sich sein Haupt und da er Weib und Kind bedroht, ist der Kampf gegen ihn ein Kampf um die heiligsten Güter. Der gerechte, der gottgewollte Krieg ist da. Endlich ist unsere Ehre wieder einmal in der tiefsten Tiefe verletzt und dürfen wir sie rächen. Die Generäle liegen schlaflos vor Glück, das Volk rast in einer Begeisterung, an die es sich später nur noch schwer erinnern kann. Nun geht auf dem Felde der Ehre ein Morden los, das auf beiden Seiten dauernd mit den innigsten Absichten der Vorsehung in Zusammenhang gebracht wird. Wer das nicht einsieht, läuft Gefahr, erschossen zu werden. Ein Gotteslästerer ist heute nie mehr so gefährdet, wie einer, der eine große Armee verlästert. «Der Militarismus», so schrieb Fedor Vergin*, «hat seine lustbetonten Ursachen. Der Pazifismus ist eine Neuauflage von Geboten, die bekanntlich seit Jahrtausenden nicht gehalten werden. Gewaltige Perversionen arbeiten für den einen, keinerlei Lustgewinn hat der andere zu verzeichnen: Er will nichts davon wissen, daß der Mensch aus Lust mordet unter dem Deckmantel der Dichter- und Idealworte. Die Pazifisten haben einen nicht existierenden Menschen als Grundlage ihrer Propaganda angenommen. Sie doktern an ihm herum, geben ihm Pillen ein, schreiben ihm vor, wie er sich zu verhalten habe, dieweil geht die wirkliche Bestie Mensch an einer andern Stelle durch und ergötzt sich wieder an einer höchst gemeinen Sache.» Der Militarismus, die sorgfältige Einübung in die Bereitschaft, einen Mitmenschen auf Befehl zu töten, ist zweifellos die gefährlichste Form der männerbündischen Aktivität. Er bildet eine Gesinnung von weltweiter Bedeutung mit einer umfassenden und weithin geheimen Theologie. Wer sie enthüllt, enthüllt die Triebstruktur des Mannes, ein niemals ungefährliches Unterfangen. Der Militarismus hat seine tiefenseelischen Gründe. Im Massen-Ich der Männerbünde findet das kleine Männchen endlich die große Form, zu siegen und zu triumphieren, den Großmütigen zu spielen und die Welt völlig neu nach seinen eigenen Gedanken zu ordnen. Der Mann denkt sich Gott nach seinem Bilde, so wie er sein möchte, nicht nur mächtig, sondern allmächtig. Er projiziert seine eigene kleine Vatergestalt ins Kosmische, ins Gewaltige hinaus und lebt nun in einer ihn selber stets steigernden, dialektischen Begegnung mit seiner Schöpfung. «Nicht nur der leibliche Vater», sagt Fedor Vergin, «auch der kosmische dient dem Kinde und dem seelisch kindlichen Erwachsenen als Vorbild, das er in sein Ich aufnimmt. *Man ahmt ihn solange nach, bis man unbewußt vermeint, Gott selber zu sein.*» Der unbewußt allmächtig Gewordene stellt seine eigenen Taten als gottbefohlene hin, fühlt sich als Werkzeug Gottes, als sein Organ. Der politische Führer läßt sich seine Machtfülle von Gott selbst geben, alle seine Handlungen durch ihn legitimieren. Der Untertan nimmt demütig hin, was von Gott kommt, Liebes und Leides.

* Fedor Vergin «Das unbekannte Europa». Psychoanalyse der europäischen Politik. Wien 1931. Dieses tapfere Buch eines rabiaten Freigeistes, Sozialisten und Freudianers enthält leider viel Abwegiges. Wir suchten vergeblich zu erfahren, ob und wo Vergin heute lebt oder wer sich hinter diesem Pseudonym versteckt. Eine etwas ruhigere Neuauflage dürfte größtem Interesse begegnen.

ALBERT SCHNYDER: *Frau am Tisch.* *Oeffentliche Kunstsammlung Basel*

Der Führer, Kaiser oder Präsident ist in seinem Regieren mit Gott identisch geworden und verhängt das Liebe und Leide selbst. Wenn das Leide zu überwiegen beginnt, werden die Untertanen mißtrauisch. Wo Königshäupter rollen, tauchen meist auch demokratische Tendenzen auf, wollen die Untertanen nun auch in die Ratschlüsse Gottes eingeweiht werden. Die Gottesgnadenschaft geht auf das ganze Volk über, beginnt sich aber in den vielen Gemütern vielfältig zu brechen und zu schwächen. Wo das Vaterprinzip seine herrische Gewalt mehr und mehr verliert, glänzt unvermerkt, mondhaft-mild, eine andere, stillere, gütigere Welt herauf.

Wir stehen heute in einem gewaltigen Wandel der Dinge, dessen Größe auch die Besten der Zeit nicht voll ausdeuten können. Die Herrschaft des Mannes hat sich in gefährliche Sackgassen verirrt, aus der die Auswege nur noch mit den größten Schwierigkeiten zu finden sind. Sein Fiasko ist offenbar und läßt sich nicht mehr vertuschen. Gerade darin ist ja sonst der Mann ein listenreicher Odysseus, ein Ausflüchter ohnegleichen. Nach einer seiner ritterlichsten Theorien hat Eva alle Erdennot eingeleitet. Allein wäre er in jenem schönen Garten nimmer in Versuchung geraten, in den fatalen Apfel zu beißen. Durch Evas Mangel an männlichem Gehorsam aber verlor er das Paradies und mußte nun wohl oder übel die Welt regieren. Mittlerweile nahm er jenen Baum der Erkenntnis in ganz besondere Obhut. In letzter Zeit reifen an ihm wieder kleine, unheimliche Aepfel, die das menschliche Dasein erneut in Frage stellen. Mit den apfelgroßen Atombomben hält der Mensch eine wahrhaft große Macht in den Händen, die frühere Zeiten wohl nur Gott selber zugetraut hätten. Nun muß er, ob er will oder nicht, in die Größe und Würde dieser Macht hineinwachsen. Er verfügt jetzt über ein Spielzeug von kosmischem Format. Ist es wahr, daß der Mann nur vermeintlich «erwachsen» wird, daß er seelisch immer ein Bub oder ein Lausbub bleibt, der Vater spielen will, und das heißt, «sich gegenseitig lustvoll tyrannisieren»? Ist es wahr, daß er das am Geist erkrankte Tier ist, das zwangsläufig, rettungslos nur das ihn am Ende selbst verschlingende Chaos seiner technischen Zivilisation fördern kann? Läßt sich der dritte Weltkrieg wieder nicht vermeiden und müssen sich die Kriege folgen, bis schließlich alles Leben auf Erden auslöscht?

Der Mann hängt ungemein an seinen Geistgeburten, an seiner Weltdeutung, an den muffigen Systemen seiner Philosophie, Theologie und Moral. Er ist schon ein Revolutionär, wenn es gilt, den Glauben des *andern* als einen Aberglauben mit Feuer und Schwert auszurotten. Aber dann setzt er selbst seine höchsteigenen Gesichte wieder in ewiges Erz und verteidigt sie mit den geübtesten Gesten der Entrüstung und mit all den feigen und dumpfen Mitteln seiner Macht. Wenn ich sterbe, soll auch Deutschland sterben, ließ unlängst so ein gewaltiges Obermännchen vernehmen. L'état, c'est moi. Hier stehe ich und kann nicht anders. Man sieht es vor sich, das sonnenbeschienene polnische Städtchen, alle Fensterläden zugeriegelt. Drinnen beugen sich die Rabbis über ihre Texte. Da erdröhnen die Posaunen des Jüngsten Gerichtes, die Erde bebt, die Sonne zerfällt, die Sterne wanken — jetzt öffnet sich auch ein Fenster, ein Schriftgelehrter zwinkert und schnuppert heraus, kehrt aber rasch beruhigt wieder in sein Dunkel und sagt: «Der Messias ist noch nicht erschienen.» Zwar wird das Weltall gerade zu neuen Schöpfungen umgeschmolzen, das aber kann diesen Sichern in keiner Weise irremachen.

Es gibt ein männliches Erbübel, das ist das Sich-so-schrecklich-ernst-nehmen-Müssen. Da sitzen sie dann in den humorlosen Trotzburgen ihrer Lehren und vergötzen ihre Weib-, Welt- und Gottgedanken. Weil sie nicht lieben können, blühen Weib, Welt und Gott ferne von ihnen. Sie amten als Großinquisitoren jener «Wahrheit», welche zuletzt zur Macht kam, und ein Heer von kleinen Gerne-großinquisitoren amtet eifrigst mit ihnen. Aber der Mann fühlt sich ganz allgemein in der Tiefe seines Wesens angefochten und in Frage gestellt. Es stimmt etwas nicht mit ihm. Adrien Turel spricht einmal von seiner «Verdrohnungsangst». Wenn er nicht ständig höchst imposante Dinge tut, Weltreiche gründet oder sie wieder zerstört, die Stratosphäre befährt oder zum Meergrund taucht, die Welt am Bolschewismus oder am deutschen Wesen genesen läßt, die Bewegung der Erde beschleunigt oder sie schließlich aus ihrer Bahn wirft, wenn er nicht dauernd seine ungewöhnliche Tüchtigkeit beweist, wird er dann nicht irgendwie vor irgendwem leise lächerlich? Vor wem eigentlich?

In der Welt des Mannes lebt zahlenmäßig gleich mächtig, in der Bedeutung aber blaß und im Eigenen vielfach verkümmert das Volk der Frauen. Es ist, mit Hegel zu sprechen, wenn es dies je einmal war, gewissermaßen nicht mehr zum Bewußtsein seiner selbst gekommen. Ein schlafender Riese von zauberischer Kraft und Süße. Sein Antlitz ist aber kaum zu erahnen, allzusehr sind die Frauen Männinnen geworden, manngeistgeprägt durch und durch und im Mut zum eigenen Säglichen so verschüchtert und sich selbst entfremdet, daß nur größte Geschehnisse hier lösen können. Wir wissen jedoch immer noch sehr wenig über den Menschen, und so vermag niemand vorauszusagen, was alles noch kommen kann. Es gab schon politische Völker, in sich zersplittert und zerspalten, die eine lächerliche Beleidigung über Nacht in weißglühendem Zorn zu einer aktiven Einheit zusammenschmolz. Niemand weiß, ob nicht die klugen Väter der Atombombe den schlafenden Riesen in seiner Tiefe beleidigt haben, wenn ihre Werke nun die Quellen des Lebens selbst bedrohen. Es ist schwerer zu begreifen, warum die männliche Gesellschaft dauernd den Wonnen des Kasernenhofes frönt, viel leichter jedoch, warum das Volk der Frauen ohne bewußten Zusammenhang miteinander lebt. Das Reich des Weibes ist eines der Geduld und Stille aus den Aufträgen des Lebens selber her, und aus dieser

Uhrenarbeiterin in La Chaux-de-Fonds. Photo Theo Frey

uralten Gewöhnung schaukelt es lieber Wiegen, singt die Kleinen in Schlaf und kühlt dem verstrolchten Heimkehrer der Schlachtfelder die trostlosen Wunden. Aber die heutige Stunde ist groß, und wer feine Ohren hat, hört in den Schächten der Tiefe die fruchtbaren Wasser rinnen. Geistgeformtes ist in seinen grotesken Bankrott geraten, nicht das Leben selbst. Willkommen alle Frauen, in denen ein eigenes Wort reif wird. Denn außer ihnen lebt ja noch ein Volk in der Welt des Mannes, heute unsagbar geschlagen. Es ist ihnen tiefer verwandt als ihm und wird sich nie aus eigener Kraft seiner Wahnplanungen erwehren können. Nur von ihrem kommenden Wandel wird auch seine liebwerte Schönheit eine glückliche Erlösung erfahren — das blühwillige Volk der Kinder.

Es blieb dem genialen und merkwürdigen Basler Johann Jakob Bachofen vorbehalten, eine faszinierende Schau der Menschheitsentwicklung aus dem Urkampf der Geschlechter zu entwerfen. Mag sie noch so «falsch» sein, seine Thesen beweisen eine erstaunliche Fruchtbarkeit, und sie beginnen, in ihren vielen schöpferisch-kritischen Fortführungen das Denken des ganzen Erdkreises zu beeinflussen. Ihre überzeitliche Aktualität ruft beide Geschlechter zu einem großen Nach- und Neudenken auf.

In den frühsten Zeiten der Geschichte sollen sich Mann und Weib regellos nach Lust und Laune vermischt haben. Der Vater blieb so ungewiß und unbestimmbar, desto eindeutiger hob sich die Mutter als schöpferische Macht hervor. Malinowsky fand ja noch in unseren Tagen* Melanesier, welche jeden ursächlichen Zusammenhang zwischen der geschlechtlichen Vereinigung und der Geburt des Kindes leugnen. Im Prozeß des menschlichen Welt- und Selbstbegreifens ist die Vaterschaft sicherlich schwerer einzusehen als die Mutterschaft, die sich ja jedem sinnfällig genug durch das Geburtsgeschehen dokumentiert. Es ist wohl möglich, daß sich der Mann die Anerkennung des Vaterseins einmal richtig erkämpfen mußte, und er ist schon damit auf ein ordentlich abstraktes Gebiet geraten. Seine Rolle in der urtümlichen Mutterfamilie läßt sich von der heutigen Lage aus nur mit Mühe ausmalen. Die Frau bildete das Haupt der Familie, sie übertrug ihren Namen auf die Kinder, herrschte im Staate und war allein die Priesterin. Das Mutterrecht verzweigte sich in einem mythendunkeln, symbolreichen Weltbild, dessen Rekonstruktion Bachofen mit verehrender Ergriffenheit vornimmt. Hier wirkt noch kein eifriger und zorniger Vater im Himmel, sondern stille Muttergottheiten regieren alles Geschehen, die Allmutter Erde schafft den glücklichen Reigen der Gestalten; die feuchte Tiefe, der dunkle Schoß der Nacht hütet und formt das Keimende. Der Stoff, die Materie ist mutterhaft, und da wir alle aus ihm herkommen, sind wir durch ihn Brüder. Vom mutterrechtlichen Denken her bildet die Materie ein in seiner Offenbarungsmächtigkeit geradezu Unergründliches. So sieht sie auch die moderne Physik. Was der Manngeist je über Gott sagte, das hat er sich selbst gesagt. Was Gott angeblich über sich selbst aussagte, das hätte jeder Denker aus eigenem über ihn auch aussagen können. Niemand ahnte je, welch geheimnisreiche Geistigkeit der Materie zugrunde liegt. Was sich hier dem staunenden Forschen «offenbart», ist gänzlich neu und von keinem menschlichen Ahnen vorhergesonnen. Diese Erkenntnisse dürfen und müssen uns demütig machen vor allem Naturmütterlichen, vor dem «Niederen», das allzulange im Schatten des hochmütigen Geistes lag. Wo der Geist sein lärmendes Herrentum ablegt, beginnen allerorten wieder die mütterlichen Quellen zu rauschen.

Fortsetzung auf Seite 72

Aus silbergrauen Gründen tritt
ein schlankes Reh
im winterlichen Wald
und prüft vorsichtig, Schritt für Schritt,
den reinen, kühlen, frisch gefallenen Schnee.
Und Deiner denk ich, zierlichste Gestalt.

Christian Morgenstern

Wie soll ich meine Seele halten, daß
sie nicht an deine rührt? Wie soll ich sie
hinheben über dich zu andern Dingen?
Ach gerne möcht ich sie bei irgendwas
Verlorenem im Dunkel unterbringen
an einer fremden stillen Stelle die
nicht weiterschwingt, wenn deine Tiefen schwingen.
Doch alles, was uns anrührt, dich und mich,
nimmt uns zusammen wie ein Bogenstrich,
der aus zwei Saiten eine Stimme zieht.
Auf welches Instrument sind wir gespannt?
Und welcher Spieler hat uns in der Hand?
O süßes Lied.

Rainer Maria Rilke

Kohlenarbeiterin im Wallis. Photo Theo Frey

In der Modeklasse der Kunstgewerbeschule Zürich. Photo Leni Willimann-Thöni

Eine Mutter aus dem Unterwaldner Land. Photo Theo Frey

Der Schattengeliebte und das Rautendelein

VON JOLAN JACOBI

Mag dieser Titel wie der eines Kitschromans anmuten, so steht in Wirklichkeit hinter den Gestalten, die er wachruft, die ganze Welt rätselreichen innerseelischen Geschehens. Der Schattengeliebte und das Rautendelein, sie personifizieren und versinnbildlichen alles das, was als Ahnung und Wissen vom anderen Geschlecht im dunklen menschlichen Seelenhintergrund an Ererbtem und Erfahrenem lebt. Daß der Mensch zweigeschlechtlich angelegt ist, das heißt, daß jeder Mensch in größerer oder geringerer Quantität und Latenz gegengeschlechtliche Eigenschaften sowohl körperlicher wie seelischer Natur in sich trägt, ist heute Allgemeingut der Wissenschaft geworden. Aus der Vereinigung der mütterlichen und väterlichen Keimzellen — so könnte man vereinfachend sagen — geht der eine Teil «siegreich» hervor und bestimmt das Geschlecht des Werdenden. Unser bewußtes Ich ist von Geburt an mit dem uns angeborenen Geschlecht identifiziert. Alle gegengeschlechtlichen Züge werden daher als störend empfunden, unterdrückt, teils aus Schutz, teils aus Entwertung verdrängt; sie bleiben latent — für den psychologischen Bereich würden wir sagen: unbewußt — und bilden jenes große Sammelbecken an Eigenschaften und Strebungen, die, gleichsam «von hinten regierend», in unser Leben desto mächtiger und unerwarteter eingreifen, je weniger wir von ihrem Vorhandensein Kenntnis nehmen möchten. Diese Tatsachen haben für unsere moderne Auffassung vom Wesen und Wirken der Psyche eine entscheidende Bedeutung; in erster Linie könnte die Tiefenpsychologie ohne sie nicht mehr auskommen. Die Weltschau der alten Völker, Chinesen, Inder, Griechen, usw. wußte schon immer von dieser «geeinten Zwienatur» der Seele. Auch für zahlreiche überlieferte Geheimlehren stand sie schon fest. Vor allem aber bildete sie einen grundlegenden Bestandteil der Spekulationen der mittelalterlichen Naturphilosophie und der Alchemie. Denn Sehnsucht und Bemühung, sich zur «Vollständigkeit» der Seele durchzuringen, sich zur «Ganzheit» abzurunden, beruhten ja gerade auf der Vorstellung, daß der Mensch zur Verwirklichung der in ihm ursprünglich angelegten «Ganzheit», und damit zu der ihm von Gott aufgegebenen Selbstvollendung, gar nicht anders gelangen könne als durch das Erkennen und Anerkennen seiner «anderen Seite» und deren Mitberücksichtigung bei seinem seelischen Entwicklungsprozeß. Diese bedeutsame Konzeption ist von den Wogen der Aufklärung überdeckt und erst als einer der Angelpunkte der Lehre C. G. Jungs zu neuem Leben erweckt worden.

Jeder Mann trägt seine Eva in sich, sagt der Volksmund, und freilich auch jede Frau ihren Adam. Das heißt praktisch in der Psychologie, daß jeder Mann ein «inneres Weibliches», das, was Jung als «anima», und jede Frau ein «inneres Männliches», das, was Jung als «animus» bezeichnet, in der eigenen Seele birgt. Diese Feststellung mag für manchen als Zumutung gelten. Es gibt noch viele Menschen, für welche der Gedanke, sie seien nicht nur-männlich bzw. nicht nur-weiblich, etwas Unerträgliches hat; und zwar unerträglich in dem Maße, in welchem der Betreffende von der Ueberlegenheit, der Vollkommenheit und dem Wert seines eigenen Geschlechtes überzeugt ist. Zudem kompliziert sich dadurch nicht nur das Verhältnis der Geschlechter untereinander, sondern noch dazu in unerhörter Weise das Verhältnis, das jeder zu sich, zu seiner eigenen Seele hat. Nicht genug, daß man ein sichtbares und greifbares Gegenüber hat, mit dem man sich auseinandersetzen muß, man muß auch noch dessen unsichtbare und ungreifbare gegengeschlechtliche Seite mit in die Berechnung ziehen, und dabei auch noch mit dem «anderen Geschlecht in der eigenen Brust» fertig werden! Wahrlich, das ist von einem gewöhnlichen Sterblichen zuviel verlangt, und verständlich, wenn einer es vorzieht, von diesen Dingen nichts zu wissen! Wer jedoch mit offnen Augen, wahrheitssuchendem Sinn und unerschrockenem Herzen den Pfad seines Lebens geht, der wird nicht umhin können, sich diesem Kampf zu stellen — und ihn auch bestehen.

Alles, was wir aus unserem persönlichen Leben an Erfahrung mit dem anderen Geschlecht besitzen — wie zum Beispiel die Erfahrung eines Mannes mit Mutter, Schwester, Geliebter, Gattin usw. — aber auch alles, was wir aus dem Niederschlag der gesamtmenschlichen Erfahrung am Gegengeschlecht in unserer Seele tragen, verdichtet sich zu dem unheimlich lebendigen Bild, das als Animus und Anima in selbsttätiger und eigenwilliger Machtfülle aus dem Unbewußten heraus in unser bewußtes Leben hineinwirkt, und unserer ganzen «inneren Persönlichkeit» seine Färbung verleiht. Mit Recht läßt es sich von Jung als «Seelenbild» ansprechen. Eine überwältigende Vielfalt der Eigenschaften und ein gewaltiges emotionales Geladensein gehören wesenhaft zu diesem «Bild». Das Umfassende seiner Züge kann allen Möglichkeiten der Erscheinungsweise gerecht werden. Wenn es zum Beispiel keine einzige Frau mehr auf der Welt gäbe, sagt Jung, ließe sich aus dem der Seele des Mannes eingegrabenen Urbild der Anima jederzeit das Bild der Frau rekonstruieren und ihre seelische Beschaffenheit nachzeichnen. Und umgekehrt gilt dasselbe auch für den Mann. Zunächst handelt es sich also um schillernde Figuren, gaukelnde Phantasiegebilde aus dem «Zwischenreich subtiler Wirklichkeiten», in denen die Summe unseres andersgeschlechtlichen Seelenanteils personifiziert erscheint, und die auch unsere Träume und Visionen bevölkern. Die Götter des Hades und Olymp, das ganze Heer himmlischer und teuflischer Gestalten bis zu den spinnwebzarten Mädchenphantasien vom Ritter ohne Furcht und Tadel und den Jünglingsträumen von der «windleichten Elfen-

Im Altersheim. Photo Hansjörg Henn

braut», sie alle stammen aus der Welt jenseits der greifbaren Tageswirklichkeit. Die männerzerreißende Kali der Inder, die liebesspendende Venus der Griechen, ja die Adam verführende Eva, unsere Urmutter selber, gehören ebenso hierher wie die betörende Kundry der Parsifalsage oder die chinesische Mondfee Shiwangmu, um nur einige aus dem Reigen der weiblichen Figuren anzuführen. Sie stehen als Sinnbilder für eine einzige, besonders charakteristische Wesensart oder sie sind mit allen Eigenschaften gegensätzlicher Natur, so wie sie die Seele in sich vereint, ausgestattet. Unsterbliche Dichterwerke haben sie aus dem Dunkel des eigenen Seelengrundes immer wieder ans Licht gehoben und ihnen allgemeingültige Form verliehen. Die Beatrice Dantes, Shakespeares Julia, Goethes Gretchen und Helena, das Rautendelein aus der Hauptmannschen «Versunkenen Glocke», Carmen, Nana oder die Mona Lisa aus dem weiblichen Bereich, Homers Odysseus, Wagners Siegfried und der «Fliegende Holländer», Ibsens «Peer Gynt», der Blaubart und Don Juan, aber auch der Rattenfänger aus dem männlichen, sind weithin bekannte Zeugnisse. Der Eindruck und die Anziehungskraft, die solche Figuren auf breiteste Menschenkreise ausüben, beruht eben darauf, daß sie dem weiblichen oder männlichen Wesen allgemein innewohnende Züge darstellen und darum alle, die ein Stück davon im eigenen Herzen tragen, berühren müssen. Es ist, wie wenn man sich selber in ihnen aufgehoben und angesprochen fühlte, ohne eigentlich genau angeben zu können, warum. Verlockung und Gewalt, die sie ausüben, sind nicht zu unterschätzen. Sie prägen sich ein im Wachs der Seelen, wo sie auf ihr Gegenbild treffen und werden oft zum Stern oder Unstern unseres Schicksals. Bis zu welchem Grade Animus und Anima unser Sein bestimmen, läßt sich ermessen, wenn wir das psychische Gesetz bedenken, daß der Mensch alles, was immer in ihm unbewußt ist, nur auf dem Umweg der Projektion, das heißt auf ein Objekt übertragen, erfahren kann. Demzufolge begegnet man auch seiner «inneren Weiblichkeit» bzw. «Männlichkeit» an einem anderen; man wählt einen anderen, man bindet sich an einen anderen, ja man wird überhaupt erst angezogen von einem anderen, der die Eigenschaften der eigenen Seele veranschaulicht, sich also zum Animus- bzw. Animaträger eignet. Die Redensart: «Sie hat ihr Herz an ihn verloren», darf in der Tat buchstäblich verstanden werden. Man wird des anderen «Besitz», man ist «besessen» im vollen Sinne des Wortes. Der andere wird eben mein Seelengefährte auf dem Weg des Lebens, weil er im Tiefsten *meine* Seele, die *meine* Gefährtin ist, darstellt. Man sehnt sich nach einer Vereinigung mit ihm, denn er gehört ja zu einem selber. Im plötzlichen Licht des «coup de foudre» spürt man daher mit Recht, seinem unentrinnbaren Schicksal begegnet zu sein. Doch kann gerade in solchen Fällen das Fatum fatal werden, wenn man nicht rechtzeitig erkennt, daß nicht «der andere draußen», sondern «der andere innen» gemeint ist.

Hier fängt nämlich der große Irrtum an, der einen das ganze Leben lang zu narren vermag. Denn je umfassender die Projektion, desto größer die Gefahr der «blinden Liebe»; wird der ganze innere gegengeschlechtliche Seelenumfang und nicht nur ein größerer oder geringerer Teil davon übertragen, und ist die Uebertragung dazu noch gegenseitig, dann gibt es magisch-komplizierte Bindungen, und das Verfallensein an den Projektionsträger ist auch total. Dann geht die seelische Beziehung nicht mehr über die bewußte, vom Ich kontrollierte Seite der zwei Verbundenen vonstatten, sondern sie ist dem unbewußten Bereich ausgeliefert, in dem nicht wir die Kräfte lenken, sondern sie uns. Es sind dann gleichsam die «Schattenseiten» des Menschen, die miteinander verkehren. Begreiflich, wenn bei solchem Umstand die Liebe oft sich unversehens in Haß verwandelt und ein Privatkrieg entbrennt. Denn Animus und Anima verursachen: Animosität.

Sobald der «innere Mann» (bzw. die «innere Frau»), der im Unbewußten sitzt, den Maßstab für den Träger gibt, an den sich das Seelenbild heftet, dann entsteht die Gefahr, daß mit der Zeit im Trubel des Alltags offenbar wird, was zuerst die Uebertragung verhüllte, nämlich, daß Bild und Bildträger sich in ihren Eigenschaften doch nicht ganz, oft sogar nur kaum, decken. «Der Schattengeliebte», der Animus der Frau, erweist sich als regelrechter Luftdämon und läßt ihre Ansprüche und Erwartungen, die zeitlebens von ihren Phantasiegebilden sowie von «Autoritäten», wie Vater, Lehrer, von der Konvention usw. imprägniert und aufgebläht wurden, viel zu hoch fliegen. Sie kann es nicht ertragen, daß der Auserwählte aus Fleisch und Blut weder ein Heiliger, noch ein Minnesänger, nicht einmal ein Professor ist, und wirft ihm ständig vor, wie der Mann, dem sie sich verbindet, zu sein hätte oder wie er sein sollte usw. Das elfische Rautendelein hingegen, die Anima des Mannes, die ihm «Demanten und Karfunkel, wo sie in urgeheimen Schächten ruhn» zu versprechen schien, entpuppt sich weder als hehre Göttin, auf deren Schutz er rechnen, noch als gefallener Engel, den er retten könnte und auch nur selten als lasterhafte Buhle, sondern — wie Jung sagt — zumeist als des Mannes «persönlichstes, blutiges Mißverständnis». Ein Problem, das von Karl Spitteler in seinem Roman «Imago» mit unnachahmlicher Wirklichkeitsnähe und meisterhafter Formungskraft gestaltet worden ist. Nur insofern die Seele kollektive, typische Züge hat, eignet sich ein Mensch als Träger des Animus- bzw. Animabildes. Die «femme à hommes» und der «homme à femmes» sind Typen, keine Individualitäten und darum besonders zweckdienliche Gefäße zur Aufnahme von Wunschbildern. Ueberhaupt jeder, den man in einen «Typus» einreihen kann, kommt als Projektionsträger in Betracht: politische Größen und Boxchampions, Tenöre und Flieger, Uniformierte aller Art, der Mann mit der Denkerstirn oder der Kühne mit dem starken Arm, je nach Geschmack und Niveau aus dem Gebiet des Animusreviers; Filmdiva und Soubrette, blasse Vamps und rotbackige Naturweiber, verschämte Unschuldsmienen und berechnend-kalte Amazonen aus dem Reich der Animafrauen, wo alles Unbestimmte, Schillernde, Elfische, Aufnahmsbereite einen Vorzugsplatz hat. Sie alle und noch viele andere kann man dem Reigen anschließen. Je individueller, je einzigartiger aber ein Mensch ist, desto weniger wird sich ein Urbild mit seinem tatsächlichen Sosein in Einklang bringen lassen, desto schneller und stärker wird er enttäuschen müssen.

Dann folgt hart auf die Täuschung die Ent-täuschung. Wieviel Menschen ihre Beziehung auf die Projektion ihres eigenen Seelenbildes aufbauen, d. h. über ihre eigene innere Beschaffenheit unbewußt sind, läßt sich an der Zahl der vielen friedlosen Partnerschaften unschwer ablesen.

Fortsetzung Seite 76

Das Atelier des Bildhauers Hermann Haller. Photo Werner Bischof

MARTHA STETTLER: *Versailles.* *Privatbesitz Steffisburg*

MARTHA STETTLER: *Kinder im Garten.* *Privatbesitz Steffisburg*

Martha Stettler — die mittlere der drei weiblichen Gestalten — im Kreise von Schülern und Lehrern der Académie de la Grande Chaumière in Paris.

MARTHA STETTLER

Im Dezember letzten Jahres notierte die Presse den Tod der Berner Malerin Martha Stettler in Paris. Auch solchen, die mit der neueren Schweizer Malerei vertraut sind, sagte die Nachricht wenig; andere mochten sich undeutlich an dieses oder jenes Bild in einem unserer Museen erinnern, ohne eine genauere Vorstellung von Leben und Werk der Künstlerin damit verbinden zu können. Martha Stettler hatte sich wenig um die Spielregeln des öffentlichen Kunstbetriebes gekümmert, die zu befolgen notwendig scheint, um sich im kurzen Gedächtnis der Zeitgenossen zu behaupten. Sie begnügte sich während Jahren mit dem Beschicken von Kollektivausstellungen wie des Salon d'Automne in Paris, dessen Mitglied sie 1908 wurde, oder der «Schweizerischen Nationalen». Mit der Heimat blieb sie durch Bande der Familie und der Freundschaft verbunden; andere Interessen vermochten nicht sie zu dauerndem Kontakt anzuhalten. Paris war der leidenschaftlich geliebte Schauplatz ihres Lebens und Wirkens. Sie hielt ihm die Treue, auch als Besetzung, Hunger und Kälte das Leben fast unerträglich gestalteten und jeder die Stadt verließ, der es mit Vorteil wagen konnte. Nach Kriegsende erst dachte sie auch daran, in die Schweiz zurückzukehren. Was an Studien, Bildern und Gegenständen täglichen Umgangs geblieben, kam auf die Auktion und zerstreute sich in alle Winde. Wenige Tage vor der festgesetzten Abreise zog sie sich eine Lungenentzündung zu, die ihre Pläne umwarf und ein letztes, unabänderliches Reiseziel setzte.

Martha Stettler entstammte einem alten bernischen Geschlecht, zu dessen traditionellen Eigenschaften künstlerische Neigung und Begabung gehörten. Großvater und Vater hatten den Beruf des Architekten ausgeübt; Bruder und Neffe folgten ihnen darin. Der Vater, Erbauer des Berner Kunstmuseums, war in seiner Freizeit leidenschaftlicher Zeichner und Aquarellist. Die Malerei stand seinem Herzen näher als die Baukunst. In Werk und Beruf der Tochter erfüllte sich seine persönlichste Neigung.

Mit kühner Selbstverständlichkeit, ohne äußere Kämpfe ging die Künstlerin ihren Weg. Benteli und Volmar in Bern waren die ersten Lehrer. Die Gipse des Kunstmuseums, die kürzlich nach langem Katakombendasein wieder zu Ehren kamen — auf dem Dachboden des Berner Gymnasiums —, bildeten die Gegenstände erster zeichnerischer Schulung. Sie kannte sie alle auswendig, als sie nach sechsjähriger Lehrzeit nach Genf zu Gand und Hébert kam. Dreiundzwanzigjährig wagte sie 1893 den Sprung nach Paris. Vorerst ging es zwar auch dort — bei Luc Olivier Merson — im gleichen Trab akademischen Zeichnens nach totem und lebendem

Modell weiter. Das Reich der Farbe blieb ihr hartnäckig verschlossen, bis Lucien Simon sie endlich in die Malerei einführte. In ihm fand sie den hervorragenden Lehrer, der ihr Vorbild wurde und ihre Anschauung wesentlich bestimmte. Er war der Akademiker, der sein Metier kannte, um die Wirkungsmöglichkeiten des kompositionellen Arrangements wußte und sie zu glänzender repräsentativer Entfaltung brachte. Sein Wissen befähigte ihn zum Lehrer und Erzieher; es gefährdete ihn als Künstler, wo es zur Routine verführte und Konvention und Dürftigkeit der Anschauung zu überdecken half.

Ohne es vielleicht zu wissen übertraf Martha Stettler in manchen Werken ihren Lehrer. Sie hatte ihm etwas voraus, was alle Kenntnisse nicht aufzuwiegen vermögen: die Anmut anspruchsloser Selbstverständlichkeit. Ihre Bilder sind genau das, was sie sein wollen, nicht weniger, nicht mehr, und eben dies ist viel. Nie vergriff sie sich im Wollen und Können; jede Prätension fehlt. Sie gehörte nicht dem Typus des modernen Künstlers an, dessen Schaffen beherrscht wird von einer spezifisch artistischen Problematik und dessen Bestreben allein darauf gerichtet scheint, neue und überraschende Möglichkeiten der Gestaltung zu finden. Martha Stettler war konservativ; sie nahm wenig Anteil an den Kämpfen der Gruppen, Richtungen und Programme, deren Wortführer Zeitungen und Kunstmarkt beherrschen. Ihre Bilder entbehren der formalen Aktualität und mochten darum den Zeitgenossen als altmodisch erscheinen. Heute sind sie lebendiger denn je, während viele der einst «modernen» Werke nur noch den Historiker interessieren. Diese Lebendigkeit verdanken sie der spontan zupackenden Art der Künstlerin und der Zeitlosigkeit der Motive.

Der Pinselstrich Martha Stettlers ist von fast männlicher Kraft und Festigkeit, breit, saftig und doch präzis. Die Bilder bergen unter dem Anschein größter Selbstverständlichkeit Kühnheiten der Komposition und des Kolorits, die überraschen, wenn man sie erst als solche erkannt hat. Sie sind nie für sich selbst da, sondern allein um der anschaulichen Darstellung des Bildvorwurfs willen. Der Akzent liegt auf dem Dargestellten, nicht auf der Darstellung. Die Malerei Martha Stettlers ist eine betont gegenständliche.

Die Wahl der Motive beschränkt sich auf wenige Erlebniskreise. Vor allem sind es immer wieder die Kinder und ihre Bonnen im Garten des Luxembourg, in den Tuilerien oder im Park von Versailles, die zur Darstellung reizen. Mit zwingender Sicherheit ist der Ausdruck der kindlichen Bewegung erfaßt: der mütterliche Ernst beim Spiel mit der Puppe, das neugierige Staunen vor der Wunderwelt des Bilderbuchs, die unschuldige Koketterie der Verkleidung, die selige Zufriedenheit im Arm der Nurse, die jauchzende Freude am gemeinsamen Spiel. Die putzige Festlichkeit der kindlichen Kleidung spielt auf dem Grün des Rasens, dem leuchtenden Gelb besonnter Wege, dem Schattendunkel stiller Bäume. Statuen von Göttern und Heroen träumen in sich versunken über jugendlicher Unbekümmertheit, Fontänen glitzern und versprühen in kunstvoll gefaßten Teichen. Architektur und architektonisch gestaltete Natur finden sich zur Einheit. In der Vorliebe für ihr Zusammenspiel wird die Tradition wirksam: Martha Stettler gibt sich als Tochter und Enkelin der bernischen Architekten zu erkennen. Die beherrschte, von Menschenhand zum Kunstwerk selbst geformte Natur der Parks und Gärten war die Landschaft ihrer Wahl; in ihr fühlte sie sich heimisch. Die wilde, unberührte Natur, die sie in den Ferien im Berner Oberland aufsuchte, verlockte wohl zur Darstellung; Stöße von Farbskizzen zeugen davon; aber in den heimatlichen Bergen war ihr nicht das Gelingen beschieden wie unter dem milderen Licht Frankreichs.

Achtung und Erfolg hatten sich frühzeitig eingestellt. Das Palais du Luxembourg und andere Museen nahmen ihre Werke auf. 1912 wurde sie Membre associé de la Société Nationale des Beaux-Arts. Der König von Italien interessierte sich für sie. Im Jahre 1909 übernahm sie mit der baltischen Freundin Danenberg, deren Bekanntschaft sie noch auf der Berner Kunstschule gemacht hatte, die Leitung der Académie de la Grande Chaumière. Die einstigen Lehrer Lucien Simon und Olivier Merson erteilten Korrektur; Bourdelle, der Erzieher einer ganzen Bildhauergeneration, stand der Abteilung für Skulptur vor. Die neuen Aufgaben drängten das künstlerische Schaffen zurück. Nach 1920 setzte es fast völlig aus. Ob die Verwaltungs- und Erziehungstätigkeit die ganze Kraft in Anspruch nahm, ob der schöpferische Impuls erlahmte und nichts Neues mehr zu sagen war, diese Frage läßt sich kaum entscheiden. Eines ist sicher: Leerlauf oder Absinken blieben Martha Stettler erspart, und nichts verließ ihr Atelier, das die Achtung vor dem Werk vermindern könnte.

ARNOLD RÜDLINGER

ANDRÉ DERAIN: *Zeichnung.* *Kunstmuseum Winterthur*

C. DESPIAU: *Rötelzeichnung.* *Kupferstichkabinett Basel*

MAURICE BARRAUD: *Rose toute nue.* *Privatbesitz Solothurn*

AUGUSTE RENOIR: *Sitzendes Mädchen.* *Zeichnung im Besitze von Georg Reinhart, Winterthur*

DU NU

PAR PAUL VALÉRY

Ce fut une époque du Monde que ce détestable Regard, prodigieusement transformé par un accroissement soudain d'intelligence, qui fit poindre la première honte dans EVE et dans le misérable ADAM. Une fois qu'ayant désobéi, et qu'ils eurent mangé du fruit si puissant du Grand Arbre, l'événement survint tout à coup qu'ils se virent et se comparèrent l'un à l'autre dans leur ressemblance et leurs différences. On ne sait comme ils avaient fait jusque-là pour se connaître en toute simplicité.

•

Mais voici qu'en pleine lumière, et charnels parmi tant d'animaux entièrement vêtus ou de poil, ou de plume, ou d'écailles, ces deux êtres frappés de clairvoyance s'aperçoivent; et ils ressentent toute la faiblesse de leur état.

Cependant que les yeux de l'Homme se fixaient, et que ceux de la Femme se voilaient, et qu'Elle rougissait de toute sa personne, la Nature perdait sa pureté, et les apparences du désir se corrompaient de mystère et de mensonge.

•

Adam pâle et saisi; Eve toute vermeille; les libertés naïves de leurs jeux devenues soudainement incompatibles avec le Soleil; un observateur sinueux qui les siffle et les raille sous la feuille; quel moment d'importance transcendantale, et quel accord d'une sinistre beauté dans cette composition de magnificence extérieure et de sentiments extraordinaires, qu'a imaginée et définie à merveille l'un des plus grands poètes de notre race:

Tum patuisse gemunt oculos, nam culpa rebellis
Fulsit, et obscoenos senserunt corpora motus.

N'entrons point aux conséquences métaphysiques de ce fatal instant. Elles sont assez connues, et il ne nous appartient pas de les développer; mais bien d'autres effets n'ont point d'autre origine. Rien de plus remarquable ni de plus digne de réflexion que l'étrange fécondité d'un acte libre.

•

Nos Lois, nos Mœurs, nos Arts procèdent de la Faute.

Il arriva qu'une sorte de sens nouveau vint s'ajouter à ceux qui produisaient à l'Homme un «MODE EXTÉRIEUR», et lui offrit la sensation d'un danger toujours imminent, toujours aussi proche de lui-même que peut l'être son propre corps.

Davantage: l'inculpation de nos expressions les plus instinctives, et donc, les plus pures, et de nos actes les plus naturels, nous divise chacun en deux personnages, dont l'un, le visible, ne doit point laisser voir de soi ce qui trahirait les émotions de l'autre, l'invisible, lequel ne veut livrer que ce qu'il lui convient de laisser paraître.

Voici donc, depuis que l'EDEN a vu naître le *NU, cette pensée*, que toute société des hommes se compose de corps presque entièrement recouverts, qui ne manifestent par leurs gestes et leurs paroles que le moins possible de leurs plus fortes affections. Nous ne pouvons même concevoir un ordre public, des institutions respectables, un sacerdoce, une autorité civile ou militaire, un enseignement, des juges ni des docteurs, sans cette dissimulation de la chair, d'autant plus observée que le peuple est plus avancé dans les voies de la spiritualité, ou, du moins, plus soucieux de ses apparences. Il suffit, pour ruiner bien des choses, et rendre quantité de paroles impossibles à prononcer ou à entendre, de faire évanouir le vêtement.

La décence créée, il s'ajouta à ses considérations morales, et presque politiques, qui exigeaient que l'on se couvrît, la rigueur des climats, la jalousie des époux, les intérêts de ceux qui font et vendent les hardes.

Mais le prestige du NU devait nécessairement résulter de cette valeur de secret et de péril prochain que lui donnait sa qualité de révélation néfaste et de moyen mortel de tentation. L'homme cache à l'égal et ce qu'il se sent de plus faible, et ce qu'il a de plus précieux; il se fait assez souvent une confusion très facile entre ces deux choses différentes identiquement dissimulées: chacun dérobe aux yeux sa plaie et son trésor. Ainsi ce qui fut caché par vergogne devint puissant dans l'ombre.

•

Or l'Art songeait toujours de la beauté des corps.

L'instinct de qui dessine ou qui presse l'argile se prononce toujours vers le galbe du NU; et la main qui palpe et caresse se sait aussi bien faite pour créer comme elle s'adapte. Le potier, las de tourner les panses et les gorges trop symétriques de ses ouvrages ustensiles, veut enfin façonner la terre humide et docile à la ressemblance de ces beaux vases de vie dont les formes, douces conductrices des actes du regard, appellent à elles-mêmes la mouvante enveloppe du geste.

Tiré de «VERVE», revue artistique et littéraire, vol. 1, no 2, Paris, 1938

Das Frauenstimmrecht als Gegenwartsproblem

VON HULDA AUTENRIETH

Die Stellung der Frau in der Familie wie in der weiteren menschlichen Gemeinschaft war im Laufe der Geschichte eine recht verschiedenartige. In vorgeschichtlicher Zeit soll nach den Forschungsergebnissen Bachofens die Frau in Familie und Gesellschaft die dominierende Stellung eingenommen haben, also der aktive, bestimmende Teil gewesen sein. Aus der einigermaßen sicher bekannten Geschichte kennen wir die Frau aber nur als dem Manne untergeordnetes Wesen, das ohne Selbständigkeit und in allen seinen Beziehungen zum Nebenmenschen wie zur Gesellschaft auf die Vermittlung des Mannes angewiesen war. So war die Ehe, diese klarste Ausdrucksform der Beziehungen der Geschlechter, bei den alten Völkern nicht ein Vertrag zwischen gleichgestellten Partnern, sondern ein Kauf, der zwischen dem Mann und dem Vater oder einem andern männlichen Verwandten der Frau abgeschlossen wurde. Die Frau war ein Gegenstand, die Sache, die verkauft wurde. Der Mann als Oberhaupt der Familie hatte Gewalt über Leben und Tod von Frau und Kind.

Von diesem Urzustand von Ehe und Familie aus entwickelten sich das römische und germanische Recht in verschiedenen Richtungen. Das römische Recht löste frühzeitig das Individuum aus dem größeren Verband der Sippe und der Volksgemeinschaft los und stattete es mit einer ganzen Reihe von Persönlichkeitsrechten aus. An dieser Entwicklung der Einzelpersönlichkeit nahm auch die Frau teil. Anders im germanischen Recht, das die Sippe, einen ziemlich weitgefaßten, auf Verwandtschaft des Mannes begründeten Verband zur Zelle des Staates werden ließ und den einzelnen Menschen nur als Teil dieses Verbandes anerkannte. In dieser Sippe herrschte weiterhin allein der Mann. Er gebot über Frau und Kind und alle weiblichen Verwandten und vertrat die Sippe nach außen, dem Staat gegenüber. Und wenn seiner unumschränkten Macht durch die Sitte auch allmählich Schranken gesetzt wurden und die Macht sich mit der Schutz- und Fürsorgepflicht den Unterworfenen gegenüber verband, so blieb die Frau doch unmündiges Objekt des männlichen Willens. Die letzten Ausläufer dieser Rechtsentwicklung lassen sich im schweizerischen Familienrecht noch bis ins 20. Jahrhundert hinein verfolgen, wo erst mit der Einführung des Schweizerischen Zivilgesetzbuches die eheherrliche Vormundschaft über die Ehefrau aufgehoben und die Frau zur selbständigen Rechtspersönlichkeit erklärt wurde.

Es ist eine der wichtigsten Umwälzungen, welche das Christentum in Europa mit sich brachte, daß es auf geistigem Gebiet den Boden vorbereitete, auf dem sich die Mündigkeit der Frau entwickeln konnte. Die Lehre von der Gotteskindschaft des Menschen verkündete die Gleichwertigkeit aller Menschen vor Gott und überband jedem Menschen, Mann oder Frau, die persönliche, direkte Verantwortung für sein Leben und Wirken. Wenn auch in der Folge menschliches Irren oft von dieser christlichen Hauptforderung abwich, so blieb sie doch der Leitstern über den Entwicklungsnöten und -kämpfen der christlichen Welt. Im Urchristentum, wie auch in späteren Erneuerungsbewegungen innerhalb der Christenwelt, wurde die Gleichstellung von Mann und Frau auch im diesseitigen Leben angestrebt, sie wurde aber bis in die Neuzeit hinein nicht zur dauernden Einrichtung.

Frauenemanzipation wird der lange, mühsame Weg genannt, den die Frau zurücklegen mußte, um aus dem oben geschilderten Zustand äußerer und geistiger Abhängigkeit zur Anerkennung als selbständiges Mitglied der menschlichen Gemeinschaft zu gelangen. Es ist eine Entwicklung, die nicht denkbar wäre ohne das unablässige, oft unbewußte Streben der Frau nach Selbständigkeit und eigener Verantwortung.

Die Anerkennung der Gleichwertigkeit der Menschen in der christlichen Religion hat nicht nur zu einer neuen Beziehung der Geschlechter zueinander geführt, sie ist auch zur geistigen Grundlage der demokratischen Staatsform geworden. Die Französische Revolution übertrug mit der Verkündung der Menschenrechte und der Souveränität des Volkes auf das Gebiet staatlichen Lebens, was die Reformation auf religiösem Gebiet zu neuem Leben erweckt hatte, die Idee der Gleichwertigkeit und der Selbstverantwortung des Menschen. Logischerweise richtig ist die Forderung nach Zuerkennung aller bürgerlichen Rechte auch an die Frau bereits in der Französischen Revolution erhoben worden; aber sie blieb ungehört. Der Staat hatte sich noch nicht zum Wohlfahrtsstaat entwickelt, und die Frau mußte erst noch einen weiten Weg zur geistigen und materiellen Selbständigkeit zurücklegen, bis die Geschichte zu dieser Forderung ja sagen konnte.

Der Anbruch des industriellen Zeitalters hat im ganzen das Antlitz der zivilisierten Welt verändert und hat auch das Leben der Frau von Grund auf gewandelt. Der frühere Haushalt, der, wirtschaftlich betrachtet, nicht nur Konsument, sondern auch Produzent, Selbstversorger, war, hatte der Frau ein ziemlich weites Tätigkeitsfeld überlassen. *Ihre* Aufgabe war es im wesentlichen gewesen, innerhalb der Hausgemeinschaft, die viel mehr Menschen als die heutige Kleinfamilie umfaßte, für die Produktion von Nahrung und Kleidung zu sorgen und die hergestellten Güter richtig zu verteilen. Unter ihrer Leitung wurde gesät und gepflanzt, sie besorgte die Herstellung der Kleider von der Pflanzenfaser bis zum gewobenen Tuch, von der Tierhaut bis zum fertigen Schuhzeug. Da sich der Staat in das private Leben und Wirken seiner Bürger kaum einmischte, war auch die Erziehung vom Kind bis zum erwachsenen Menschen, die Fürsorge für die sozialer Pflege Bedürftigen vorwiegend Aufgabe der Frau. Diese wirtschaftliche und soziale Ordnung wurde durch die Industrialisierung zer-

Ball. Photo Jakob Tuggener

stört. Sie löste den Hauptteil der Güterproduktion aus der Familiengemeinschaft heraus und konzentrierte sie in den Fabriken. Der Kampf um die Existenz zwang Mann und Frau und selbst die Kinder, der Arbeit in die Fabrik zu folgen und sich in ganz neuer Art mit Wirtschaftsmächten auseinanderzusetzen, welche über die Familie, die Dorfgemeinschaft, ja das ganze Land hinauswuchsen. Die Folgen dieser wirtschaftlichen Umwälzung sind bekannt; sie werden gekennzeichnet durch Formulierungen wie Verelendung und Vermassung eines großen Teils der Bevölkerung.

In dieser Zeit entstanden bei uns und in andern Ländern die Frauenorganisationen. Die Frau, die sich selber, aber auch das Wohlergehen und die Existenz der Familie bedroht fühlte, suchte in diesem Zusammenschluß nach Hilfsmitteln für die Uebel der Zeit. Diese Frauenorganisationen setzten sich für die Schulung und Berufsbildung der Frau ein, verlangten Schutz der Kinder- und Frauenarbeit und versuchten, für die Familie und ihre Bedürfnisse bei der erstarkenden Staatsgewalt Verständnis zu finden.

Mit den wirtschaftlichen Verhältnissen hatte sich auch die Auffassung vom Staat und seinen Pflichten und Rechten geändert. Nachdem mit dem Sieg der demokratischen Idee die Gleichwertigkeit der Bürger durch Verleihung des Stimm- und Wahlrechts an alle männlichen Bürger gesetzlich verankert worden war, drohte unter der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit eine neue Spaltung des Volkes in Herren und Knechte, in Mächtige und Schwache. Unter dem Zwang der Verhältnisse entstand der moderne Sozialstaat, der nicht mehr nur für das nackte Leben seiner Bürger verantwortlich ist, sondern auch die Garantie für ein Minimum an materiellen und kulturellen Existenzmitteln übernehmen muß. Zwei Weltkriege haben diese Entwicklung in ungeahntem Ausmaß gefördert, so daß es heute keine Uebertreibung mehr ist, zu sagen, daß der Staat den Lebensweg seiner Bürger von der Wiege bis zum Grabe begleitet und in maßgebender Art bestimmt. Große Teile unseres Wirtschaftslebens sind der alleinigen staatlichen Organisation vorbehalten, und was noch der Initiative der Bürger überlassen bleibt, steht unter zahlreichen zwingenden staatlichen Vorschriften, die den Zweck verfolgen, zwischen den Interessen des Einzelnen und der Allgemeinheit einen billigen Ausgleich zu finden. Nicht minder stark sind die Einflüsse des Staates auf das kulturelle Leben. Das ganze Erziehungswesen bis hinauf zu den Universitäten, die Fürsorge für alle sozial schwachen Bürger sind zur fast ausschließlichen Staatsaufgabe geworden. Und selbst über das religiöse Leben waltet eine eingehende staatliche Gesetzgebung.

Der Mann nimmt diese stets wachsende Einflußnahme des Staates hin im Bewußtsein, daß er als aktiver Staatsbürger mitbestimmt, in welcher Richtung die Entwicklung des Staates zu verlaufen hat. Die Frau aber, die bei uns in der Schweiz bis heute keine Aktivbürgerrechte kennt, erlebt eine immer einschneidendere Beeinflussung ihres Lebens, ohne sich wirksam dazu äußern zu können. Eine aufgeklärte Zeit hat zwar auch bei uns für die Frau das Recht auf persönliche Entwicklung verlangt und durchgesetzt, hat ihr die Schulen bis zu den Universitäten hinauf geöffnet und das Recht eingeräumt, den Beruf der eigenen Wahl zu erlernen. Diesem Recht der freien Entfaltung stehen aber eine große Zahl privater und öffentlicher Pflichten gegenüber, welche der Staat, d. h. die Aktivbürgerschaft für alle beschließt. Und alle diese Pflichten muß die Frau annehmen, ohne daß man sie um ihre Meinung darüber fragt. Der früheren männlichen Vormundschaft über die Frau hatte eine ausgedehnte Unterstützungspflicht des Ehemannes der verheirateten oder der männlichen Verwandtschaft der unverheirateten Frau gegenüber entsprochen. Unser heute geltendes Zivilgesetz unterscheidet in der Verwandtenunterstützungspflicht überhaupt nicht mehr zwischen Mann und Frau und sieht auch für die Familie eine Beitragspflicht beider Ehegatten vor. Genau gleich wie der Mann steht heute auch die Frau im Kampf um ihre Existenz, ist auf die Berufserlernung und -ausübung angewiesen und trägt verwandtschaftliche Unterstützungspflichten wie der Mann. Hinzu kommen eine ganze Reihe öffentlicher Pflichten, von den Steuern, die bereits einen wesentlichen Teil des privaten Einkommens ausmachen, bis zum Militärdienst, den in den vergangenen Jahren Tausende unserer Frauen geleistet haben. Und selbst die Frau, die es sich wirtschaftlich leisten kann, nur Hausfrau und Mutter zu sein, spürt tausendfältige Einwirkungen des Staates in ihr Leben. Sie ist gezwungen, ihre Kinder in die Schule zu schikken, für welche sie weder das Lehrprogramm mitbestimmen noch den Lehrer wählen kann. Sie weiß zwar, daß in unserer Bundesverfassung der Grundsatz steht, wonach die Wirtschafts- und Zollpolitik des Staates die Interessen der Familie wahrzunehmen hat. Und sie muß es immer wieder geschehen lassen, daß zum Schaden ihrer und tausend anderer Familien von diesem Grundsatz abgewichen wird. Und sie muß immer wieder erleben, daß wichtige soziale Bedürfnisse, wie Mutterschaftsversicherung, Fürsorge für die alleinstehende Frau und ihre Kinder im Staat nicht die nötige Beachtung finden, weil es sich um Fragen handelt, die dem Interessenkreis des Mannes weniger nahe liegen. Kurz zusammengefaßt, läßt sich die heutige Stellung der Frau ungefähr folgendermaßen formulieren: Sie ist von der persönlichen Bevormundung durch den Mann freigeworden, unter der Herrschaft des modernen Staates aber unter eine neue kollektive Vormundschaft der Männer geraten, die nur andersartig, für ihr Leben als Frau aber nicht weniger bedeutsam ist als die frühere.

Die Entwicklungslinien, die bis dahin kurz skizziert wurden, führen eigentlich alle zur gleichen Schlußfolgerung: die Zeit ist reif geworden, auch der Frau die vollen staatsbürgerlichen Rechte zuzuerkennen und sie damit in den Stand zu setzen, unserer demokratischen Staatsauffassung gemäß ihr eigenes und das Geschick ihrer Kinder mitzubestimmen. Es ist nicht zufällig, sondern aus dieser Entwicklung heraus zu erklären, daß auch bei uns die Forderung nach dem Frauenstimmrecht schon seit Jahrzehnten immer wieder erhoben wird und jedesmal weitere Kreise zieht. Seit dem Kriege ist die Frage in sechzehn Kantonen neu gestellt und auch im Bund durch ein Postulat und eine Standesinitiative anhängig gemacht worden. Leider sind bis heute alle kantonalen Abstimmungen negativ verlaufen, und es steht zu fürchten, daß auch weiterhin die Stimmbürger in dieser Sache ihren Parlamenten nicht Gefolgschaft leisten. Hieran vermag auch das Beispiel des Auslands, das die Schweiz ohne Frauenstimmrecht je länger je mehr zur Ausnahmeerscheinung werden läßt, nicht viel zu ändern. Unsere Inselstellung in vielen andern politischen Fragen, die sich in den vergangenen Jahren unserer Bevölkerung als etwas

Ball. Photo Jakob Tuggener

Notwendiges und Selbstverständliches eingeprägt hat, gibt eine bequeme, wenn auch noch so unsachliche Rechtfertigung für eine Inselstellung auch in der staatsrechtlichen Stellung der Frau. Falsch ist, aus der Tatsache allein auf eine besondere Rückständigkeit der Schweizer Bevölkerung zu schließen, wie dies vom Ausland her gerne geschieht; tatsächlich sind bei uns bereits die staatsrechtlichen Verhältnisse besonderer Art. Während im Ausland jeweils ein Parlamentsbeschluß oder ein Regierungsdekret genügte, um die Frau zur Aktivbürgerin zu machen, braucht es hiefür bei uns in Bund und Kantonen eine Volksabstimmung. Es ist klar, daß es leichter hält, der politisch und staatsrechtlich geschulten Elite eines Parlaments oder einer Regierung die Notwendigkeit des Frauenstimmrechts und seine ethische und materielle Rechtfertigung nahezubringen, als die Hälfte aller Stimmbürger dafür zu gewinnen. Unsere kantonalen Parlamente haben teilweise schon vor Jahrzehnten positiv Stellung bezogen, sind aber mit ihrer fortschrittlichen Auffassung in der Volksabstimmung nicht durchgedrungen. Staatsgeschichtlich interessant ist, daß auch über das allgemeine Männerstimmrecht in der Schweiz nicht im einzelnen abgestimmt, sondern daß es im Rahmen von Neuschöpfungen oder Totalrevisionen der Verfassungen eingeführt worden ist. Auch damals bestanden sehr starke Strömungen gegen ein allgemeines Männerstimmrecht, die den Erfolg einer Sonderabstimmung als fraglich erscheinen ließen. Nachdem das Bundesgericht es zu wiederholten Malen abgelehnt hat, durch eine neue, zeitgemäße Auslegung der in Artikel 4 der Bundesverfassung verankerten Rechtsgleichheit der Bürger das Frauenstimmrecht einzuführen, wird es gesamtschweizerisch auch nur im Rahmen einer Totalrevision der Bundesverfassung Aussicht auf Erfolg haben. In den Kantonen aber wird der Weg einer schrittweisen Einführung und Gewöhnung der Bevölkerung eingeschlagen werden müssen.

Die Gründe, die bei uns noch immer große Teile der Bevölkerung dem Frauenstimmrecht gegenüber sich gleichgültig oder gar negativ verhalten lassen, liegen meist jenseits vernunftmäßiger Ueberlegungen und sind gerade deshalb besonders schwierig zu beseitigen. Starke Bindungen traditioneller Art, das Altgewohnte, das man nicht aufgeben will, eine gewisse Trägheit, die das Neue instinktiv ablehnt, sind Widerstände, gegen welche der Kampf mühsam und langwierig ist. Die Tatsache, daß eine gütige Vorsehung zwei Weltkriege an unsern Landesgrenzen haltmachen ließ und uns dadurch vor äußern und innern Kämpfen und Nöten bewahrte, scheint diese passive Haltung noch zu rechtfertigen. Von negativem Einfluß scheint auch eine gewisse Müdigkeit zu sein, die den Anstrengungen, welche in den vergangenen Jahren der Staat von uns allen fordern mußte, gefolgt ist. In der Diskussion um das Frauenstimmrecht habe ich von Männern oft den Ausspruch gehört, daß sie mir ihr Stimmrecht gerne abtreten und darüber nicht unglücklich sein würden. Nicht nur viele Frauen, auch viele Männer möchten sich nun nicht mehr um staatliche Probleme kümmern müssen und träumen von einem Privatleben ohne öffentliche Pflichten. Sie vergessen, daß unser Staat gerade in diesen Nachkriegszeiten der besondern Betreuung durch die Bürger bedarf. In andern Ländern hat der Zerfall des Staates in ähnlichen Zeiten angefangen unter einer Bevölkerung, die auch glaubte, sich ins Privatleben zurückziehen zu können. Und dem Fäulnisprozeß ist alles, Staat und Familie, Kultur und Religion zum Opfer gefallen. Als Bürger einer Demokratie tragen wir alle eine große Verantwortung dem staatlichen Leben gegenüber, die wir nicht abdingen können, weil die Demokratie nur soweit und solange lebt, als ihre Bürger sich dieser Verantwortung bewußt sind und danach handeln. Daß neben diesen an sich verständlichen Widerständen gegen das Frauenstimmrecht je länger je mehr enge parteipolitische Ueberlegungen mit eine Rolle spielen, kann man nur mit Bedauern feststellen. Die verschiedensten Parteien und Wirtschaftsgruppen scheinen von einer panischen und unwürdigen Angst befallen zu sein, daß das Frauenstimmrecht gerade ihnen einmal schaden, gerade sie schwächen könnte. Auch in dieser Haltung können wir nur ein Symptom dafür sehen, wie dringend nötig es für uns alle ist, uns wieder einmal auf die Grundlagen unseres Staates, auf seine großen, verpflichtenden Ideen zu besinnen.

Neben diesen mehr politisch bedingten sind schließlich noch die Widerstände zu erwähnen, die rein gefühlsmäßig und darum psychologisch zu deuten sind und die aus der Stellung der Geschlechter zueinander hervorgehen. Daß es ein gutes Stück Selbstüberwindung braucht, die Gewalt, die man allein ausübt, mit einem andern zu teilen, weist auf eine menschliche Unzulänglichkeit hin, die dem Fortschritt nicht nur auf dem Gebiet des Frauenstimmrechts im Wege steht. Auf der Seite der Frau aber entsprechen der jahrhundertealten Unterordnung unter den männlichen Willen Minderwertigkeitsgefühle, welche die Frau hindern, ihre heutigen und künftigen Aufgaben im staatlichen Leben zu erkennen. Ob die Frau diese Aufgaben löst oder aber sich ihnen entzieht, wird für unser Land, wird für den Bestand der menschlichen Zivilisation und Kultur überhaupt entscheidend sein. Die Technik, diese bewundernswerte aber einseitige Schöpfung des männlichen Geistes, hat sich zum unrechtmäßigen Herrn über alles Leben aufgeworfen und unser Leben zum Spielball ihrer Launen gemacht. Die Frau, der die Natur das Leben in besonderer Art anvertraut hat, muß endlich erwachen, um dem Manne zu helfen, das menschliche Leben wieder in seine alten Rechte einzusetzen. Diese Aufgabe verlangt ein Zweifaches von der Frau. Sie wird die künftige Generation in einem Geiste erziehen müssen, der sie wieder zum Herrn der Technik werden und die Würde menschlichen Lebens neu erkennen und schätzen läßt. Die Frau wird aber auch beim Weiter- und Umbau unseres staatlichen Lebens mit Hand anlegen müssen, damit die künftige Generation das Haus so vorfinde, wie sie es benötigt. Wie die richtige, gesunde Familie der Zusammenarbeit, der gemeinsamen Verantwortung von Mann und Frau bedarf, um ihre Aufgaben richtig zu erfüllen, so bedarf auch die größere menschliche Gemeinschaft, der Staat, der treuen gemeinsamen Verwaltung von Mann und Frau, um das zu werden, was er endlich werden soll: eine Wohnstätte, eine Heimat für alle seine Bürger.

Cornelia.

Ein Familienbild: die Malerin Cornelia malte ihren Mann mit dem kleinen Söhnchen. Wer das Vergnügen hat, mehr als dies eine Bild dieser begabten Künstlerin zu kennen, darf staunen über den Reichtum ihrer Themen, über ihre Phantasie, die sie aus ureigenstem Klima schöpft; kann staunen über die Frische ihrer Palette, über das Phänomen, mit welcher Leichtigkeit sie diese wieder und wieder zu ändern beliebt!

Man begegnet in Cornelias Bildern starken persönlichen Erlebnissen; ja auch in jenen Bildern, in denen sie ihre Lust zum Abstrakten kühlen will. Sie ist so vielseitig, daß sie eine Exkursion ins Reich der angewandten Künste unternehmen kann, ganz ohne Gefahr, denn immer und überall bleibt sie Meisterin! Mit einer bezaubernden Beweglichkeit ist Cornelia in der Lage, weiteste Gebiete auch der angewandten Kunst zu beherrschen: wir begegnen ihr da als Modeschöpferin, sie entwirft Stoffdrucke, sie malt ganze Räume aus, sie ist Keramikerin. Nicht nur das, sie ist auch Plastikerin. Ihre Natur ist reich und unerschöpflich. Ihre napolitanische Großmutter, die aus einem von Cornelias Selbstbildnissen zu uns spricht, erklärt uns vieles, aber nur persönlicher Kontakt ihr liebenswürdiges, gütiges Wesen.

LUX GUYER

Beilage: Zeitgenossisches Schaffen, Blatt 22. Cornelia Forster: Hill und Vinzenz. Schweizerische Monatsschrift «Du», Nr. 11, Jahrgang 1946. Verlag Conzett & Huber Zurich

◄ *Die Malerin. Photo Paul Senn*

Rilkes Grab an der Kirche von Raron. Photo Christian Staub ►

Mademoiselle Lust, Fräulein Gretchen

Allerlei über die Namen von Mädchen

VON ERIKA MARKWALD

In Paul Valérys «Mon Faust» heißt Goethes Margarete Mademoiselle Lust. Fräulein Lust von Cristal. Der Name klingt wie ein graziös lächelnder Gruß Valérys an Goethe.

Namen sind bedeutungsvoll, und mit Gretchen wurde ein deutscher Frauentyp in die Welt gesandt. Blond, blauäugig, fast schwermütig und demütig, Margarete, die anspruchslose Blume, ein gelber Kopf, gesenkt in zarte weiße Flügel. Sie nennt Valéry nun Lust, und es ist, als ob sich das von der Deutschen Sprache ausgeliehene Wort gleichsam verfeinert. Nicht auszudenkendes Schicksal, hätte es Goethe damals beim französischen Nachbarn getan und die Geliebte Fausts «Envie» genannt. Eine Envie wäre sicher mit ihres Heinrichs Schmuck promenieren gegangen.

Jedes weibliche Wesen kennt aus seiner Jugend den Wunsch, anders zu heißen, und so manche verwandelte sich aus einer Anna in eine Anita, aus Lina in Eliane. Es ist der Traum, schöner zu heißen, einen romantischen Vornamen zu haben, der die Phantasie und Sinne anderer anregt. Hartherzige Paß- und Registrierbeamte kennen die Klagen und Ausreden, die in ihre Ohren gesungen werden: «Aber ich kann das Papier mit Wilhelmine meinem Bräutigam nicht zeigen, er denkt doch, ich heiße Wilma.» — «Dann müssen Sie eine Namensänderung beantragen.» — «Das dauert sechs Monate.» —

Ein Kind kann nicht gefragt werden, wie es wohl heißen möchte. Die Eltern legen ihre eigenen Vorstellungen in den Vornamen. Da spielt vielleicht die Erbtante eine Rolle, die regierende Königin, die geliebte Romanheldin, die Oper, in der man sich kennenlernte. Der Wunsch, wie sie selber gerne geheißen hätten. Manchmal geht alles gut, und die Puppen der Freundinnen werden nach der Töchter Namen benannt; es kommen auch die Kosenamen, dem kleinen Mädchen haftet ein spielerisches Wörtchen im Ohr, und schon heißt es selber so. Wenn es nicht vorsichtig ist, wird aus ihm nach Jahrzehnten eine behäbige Tante Bibi.

Lustig ist die Schweizer Sitte, dem Vornamen ein i oder ein li anzuhängen. Ist sie ein Surrogat für die schwerfallende Zärtlichkeit, die sich ins Alter weiterträgt, und die sich mit dem kindlich kosenden i für gehabt getan erledigt?

Film- und Theaterfrauen müssen fließende, leicht zu behaltende Namen tragen, und bringen sie sie nicht mit, so werden sie ihnen angemessen wie eine Frisur, eine Stimme oder wie die Linie der Augenbrauen. Indessen Nomen est Omen, und Annas Verwandlung in eine Anita deutet auf deren Vorhaben, ihrem einfachen Lebenslauf einen Schwung ins bedeutendere Schicksal zu geben. Anitas Gang wird kühner, und ihrer eigenen Anna-Vergangenheit des Verwöhntseins Zaubermantel umgehangen. Es ist seltsam, wie sich die Trägerinnen ihren Namen anpassen, die Eva hat etwas Evahaftes, und bei der Sybille kennt man sich nie genau aus.

Jane nennen die Amerikaner das Weibliche im allgemeinen, in Berlin sagen sie ihm Lieschen, und in Süddeutschland sitzt weinend ein Mariechen auf dem Stein. Energisch klingt der Name Marianne, die für Frankreichs Freiheit auf die Barrikaden stieg. Die Angelsachsen nennen ihre Töchter gerne Sarah und Rebekka, was die Nazis in ihrer amoklaufenden Unkenntnis übersahen, als sie die Juden mit biblischen Namen bestrafen wollten.

Auch die rosa Hellseherei treibt ihre schwarze Magie mit den Vornamen. So soll es möglich sein, die Gemeinsamkeitseignung weiblicher und männlicher Partner mit einem Zahlenschlüssel auszurechnen oder man schneide die einzelnen Buchstaben aus schwarzem Papier, groß und deutlich, tue sie in einen Würfelbecher, schüttle kräftig und streue sie mit glücklicher Hand auf ein mit Leim bestrichenes weißes Papier. Sind aus dem so entstandenen Bild auch nur annähernd die Noten zu Wagners Hochzeitsmarsch zu lesen, so scheint der schwere Schritt ratsam. Freilich ist Lohengrin nur eine Anregung, und jeder möge sich sein Lieblingslied selber würfeln.

Scharf tönt es da: Xanthippe, das schießt heraus, und wem auch das Eheleben der Familie Sokrates unbekannt sei, ihr Name schallt gleich einem unermüdlichen Teppichklopfer durch die Nachbarschaft. Eigentlich hat die westliche Menschheit sehr wenig Phantasie mit ihren Namen gezeigt. Es kommt vielleicht daher, daß immer nur neue Dinge und nicht neue geistige Wesen erfunden werden. Auch ist die Sprache sehr empfindlich und einem Mädchen einen neuartigen Namen zu bescheren riskant für die grausam spottende Kinderwelt. Man stelle sich unsere Tochter als Atomania im Schulhof vor. Was würden die so gerne lautmalenden Spielgesellen alles daraus machen, ganz abgesehen von dem Rätsel, das die Zukunft diesem Namen aufgibt.

Schön hießen die großen Liebenden: Maria Magdalena, Marianna Alcoforado, die portugiesische Nonne, und Louize Labé. Wo sind sie bei uns geblieben? Es gibt viele berühmte Frauennamen; aber man kennt sie nicht mehr als die Liebenden, als die, die für ihre Liebe lebten und starben. Es macht beinahe Mühe, die Namen aus der modernen Literatur zu behalten, sie sind vielleicht zu wenig bedacht, auch wird den von den Dichtern dargestellten Frauen meistens zur Vernunft geraten.

Aber endlich ist sie gekommen, das neue Gretchen, das Fräulein Lust. Wahrscheinlich findet sich keine Mutter, die ihre Tochter so nachnennen will in unserer unmutigen Welt. Es wird schon eine erwachsene Grete kommen müssen, sich als Lust zu erklären. Vielleicht ist es der Wunschtraum des Dichters, die Frau so zu nennen wie er sie möchte. Und obschon Fräulein Lust die amerikanische «dream girl»-Version einer Sekretärin des ewigen Schriftgelehrten Faust darstellt, ist sie mit ihrem Namen prädestiniert, Männer zum Erkennen zu bringen: «Ich habe keine.» Keine Lust? O doch, denn das Ewig-Weibliche ist immer noch Lust.

Photo Fredy Pletscher

Aus einem Brief Flauberts an Louise Colet

7. AUGUST 1846

Seit wir uns gestanden haben, daß wir uns lieben, frägst Du Dich, warum ich mich zurückhalte, das Wort «für immer» beizufügen. Warum? Weil ich erahne, was uns die Zukunft bringt, weil ohne Unterlaß das Widersprüchliche sich vor meine Augen stellt. Nie konnte ich ein Kind sehen, ohne gleichzeitig daran zu denken, daß es zum Greis wird, nie sah ich eine Wiege, ohne an das Grab zu denken. Die Betrachtung einer nackten Frau zwingt mich zum Nachsinnen über ihr Gebein. Dies ist der Grund, weshalb mich Lustspiele traurig stimmen, weshalb mich Trauerspiele wenig berühren. — Ich weine zu oft im Innern meiner Seele, als daß meine Augen noch Tränen vergießen könnten; ein Buch erschüttert mich mehr als ein wirkliches unglückliches Ereignis. Solange ich noch meine Familie hatte, wünschte ich manchmal, sie nicht zu haben, um freier zu sein, um in China oder bei den Wilden leben zu können. Jetzt, wo ich sie nicht mehr habe, bedaure ich es, und ich klammere mich an die Mauern, an denen noch ihre Schatten haften.

Du glaubst daß Du mich immer liebst, mein Kind; immer!, welche Vermessenheit menschlichen Denkens! Ehedem hast Du geliebt, nicht wahr, wie ich; erinnere Dich, daß auch zu andern Malen Du gesagt hast: immer. Doch ich bin mit Dir grob, ich kränke Dich . . . Wie dem sei, ich halte es für besser, schon jetzt Dich in Deinem Glück zu beunruhigen, als es in kalter Berechnung zu übersteigern, wie das alle tun, damit Du unter seinem Verluste nachher nur um so mehr leidest . . . Wer weiß? Du wirst mir vielleicht später dafür danken, daß Du den Mut gefunden hast, nicht zärtlicher zu sein. Ah, wenn ich in Paris gelebt hätte, wenn alle meine Lebenstage an Deiner Seite verklungen wären, ja, dann hätte ich mich dem Strome hingegeben, ohne um Hilfe zu rufen. Ich hätte in Dir für meine Gefühle und für meinen Verstand eine immerwährende Erfüllung gefunden, die niemals mich erschöpfte. Aber das Los, getrennt zu sein und nur selten uns zu sehen, ist grauenhaft; welch eine Aussicht! Und trotzdem, was machen . . . . . . Ich fasse es nicht, wie ich es fertig brachte, Dich zu verlassen. Das gleicht mir ganz! Das ist so ganz mein erbärmliches Wesen; liebtest Du mich nicht, so würde ich sterben; Du liebst mich, und ich schreibe Dir, aufzuhören. Wie ein frischer Bach, der die durstigen Ufer getränkt hätte, wollte ich durch Dein Leben fließen, und nicht wie ein reißender Strom, der es verwüstet; in der Erinnerung an mich wäre Dein Leib erbebt und Deine Seele hätte sich verklärt. Verfluche mich nie! ach, Du wirst von mir sehr geliebt worden sein, bevor ich Dich nicht mehr liebe. Ich, ich werde Dich immer segnen; meine Vorstellung von Dir wird immer von Poesie und Zärtlichkeit durchwoben bleiben, wie gestern die Nacht im milchigen Dunst ihres silbermatten Nebels.

Im Grunde meines Wesens bin ich, — was man darüber auch sagen mag, — ein Gaukler. In meiner Kindheit und Jugend hatte ich eine schrankenlose Liebe zu der Bühne. Ich wäre vielleicht ein großer Schauspieler geworden, wenn es mein Schicksal gewesen wäre, als armer Mensch auf die Welt zu kommen. Noch heute ist es die Form, die ich über alles liebe, vorausgesetzt, daß sie schön ist, und weiter nichts. Die Frauen haben ein zu leidenschaftliches Herz und einen zu ausschließlichen Verstand, um diese von den Empfindungen losgelöste Religion der Schönheit zu begreifen. Sie brauchen immer eine Ursache, einen Zweck. Ich aber, ich bewundere ebenso den Flitterglanz wie das Gold. Der Zauber des Flitterglanzes übertrifft sogar seine Traurigkeit. Für mich gibt es in der Welt nur schöne Verse, gut gesetzte, wohlklingende, klangreiche Sätze, schöne Sonnenuntergänge, Vollmond-Abende, farbenreiche Bilder, antike Statuen und wohlgeprägte Köpfe. Darüber hinaus nichts. Ich wäre lieber Talma als Mirabeau gewesen, da er in einer reineren Atmosphäre des Schönen lebte. — Vögel in Käfigen erregen mein Mitleid ebensosehr wie versklavte Völker. In der ganzen Politik gibt es nur etwas, das ich begreife, nämlich den Aufruhr. Ich bin fatalistisch wie ein Türke, und glaube, daß alles, was wir für den Fortschritt der Menschheit tun können oder nicht tun, ganz genau auf dasselbe herauskommt. Bezüglich dieses Fortschrittes so habe ich für diese an sich wenig klaren Ideen ein nur dumpfes Begriffsvermögen. Alles was mit dieser Frage zusammenhängt, langweilt mich grenzenlos. Ich verachte die moderne Tyrannei, denn sie scheint mir dumm, schwach und als fürchte sie sich vor sich selbst. Dagegen bin ich von tiefer Verehrung für die antike Tyrannei, welche ich als die höchste Kundgebung der vergangenen Menschheit betrachte. Vor allem bin ich ein Mensch der Phantasie, der Laune, der Zerrissenheit.

Aus: «Ich liebe dich», Briefe des Herzens, ausgewählt und eingeleitet von Julia Gehrig, erschienen bei Eugen Rentsch, 1942.

Beverly Tyler, Star der Metro-Goldwyn-Mayer, eben für eine Reihe von Filmen neu verpflichtet, ein Glamourgirl, wie die Amerikaner sagen, eine Blender-Erscheinung, ein Strahlmädchen, wie jeder Mann und jedermann es gerne sieht, was die Unterhaltungsfabrik Metro-Goldwyn ja wohl weiß. Süß, kitschig, künstlich, überall in der weißen Welt heute zu finden, in der künstlichen Lebensform der großen Städte in den USA., in Südamerika, Moskau, Mailand, Stockholm, Paris und auch in Biel oder anderswo, wo die Uhrenarbeiterinnen aus den Werken kommen, ihr vernickeltes Velo nehmen, einen Blick auf ihre Armbanduhr tun und mit ihrem kunstvollen Frisurgebäude auf dem Kopf davonfahren. «Gott gab euch ein Gesicht und ihr macht euch ein anderes», schilt Hamlet. Das ist ja das Verlockende: ein Gesicht ohne die zufälligen Fehlerlein des wirklichen, das man hat, ein korrigiertes Gesicht, mit dem man aussieht, wie man gern möchte, ein stilisiertes Antlitz, hinter dem man zugleich sich verbirgt. Maskenhaft sind diese korrigierten Angesichte. Man treibt sein Spiel mit den Jahren, alle roten Münder sind einander ähnlicher, als sie's im unbemalten Zustand wären. Man wird durchs Malen ein Typus, der Sinn der Nachhilfe ist Lockung und Versteck in einem. Kodachrome Clarence Bull

Photo Paul Dietrich

Das Kind und die Katze

VON URSULA SCHULTHESS

Das Kind kam an der Hand seiner Mutter zu Simons Haus. Es war Abend, durch den Baumgarten glänzte die Sonne zwischen schwarzen Stämmen, der Garten im Schatten des Hauses war eine dunkle Wildnis faulender Stauden. Irgendwoher rief eine Frau, Eimer klapperten — das Kind fühlte ein Zögern in der Hand der Mutter; fragend schaute es ihr in das Gesicht.

Simon begrüßte seine Schwester unter der Stalltür; der Milchschaum versickerte im Sieb über der Tanse. Es wäre ihm nicht eingefallen, daß die Gäste einen andern Empfang erhofft haben mochten; er hatte sie nicht gerufen. Aengste, Entbehrungen, Flucht und Hoffnung auf eine Heimstatt, auf ein Vordach gewissermaßen nur, unter dem man seine Verlorenheit ankleben könnte wie die Schwalben ihr menschennahes Nest — dem Bauern rasselten ungemolkene Kühe mit ihren Ketten; die Buben lärmten in der Tenne. Er wies die Frau mit einer Bewegung der milchfeuchten Hand hinüber ins Haus.

Wieder schaute das Kind auf, ängstlich über Dinge, die es nicht begriff. Es spürte, daß die Mutter von diesem Manne besseren Trost erhofft hatte; das wortkarge Gehaben der Erwachsenen machte es hilflos und beklommen.

Simons Frau zog die beiden in die Stube, es gab Kaffee, auch Brot und Speck war vorhanden; man nötigte zum Essen. Das Kind, versunken in den Anblick der dampfenden Milch, hörte wie hinter Nebeln die Frauen reden. Sich selber überlassen, fühlte es, wie man ihm die Mutter entwendete. Sobald die Bäuerin jedoch auf den Kleinen achtete, machte er sich aufs neue mit einem Rest seines Brotes zu schaffen; er zerbrockte es in feindseligen Fäusten, was wiederum die Bäuerin gegen ihn einnahm. Zwischenhinein befragte sie die Mutter, nicht eben ungeduldig, nur mit der erlaubten und wohlbemessenen Neugier der Besitzenden, die ihrer Verpflichtung zur Hilfe gewiß sind. Es stellte sich heraus, daß die Schwägerin elender war, als man gedacht hatte; ihrer äußersten Anstrengung war es gelungen, das Kind über die Grenze hereinzubringen. Jetzt, wo sie es zwischen Milch und Brot und Geranien sah, halb schlafend schon von ungewohnter Sattheit, blieb ihr nichts mehr als Tränen; sie weinte lautlos über zusammengelegten Händen, die Tropfen versickerten mit schwärzlichen Ringen im Kleid.

Da sie von der Mutter keinen weiteren Bericht erwarten konnte, wandte sich die Bäuerin an den Buben; es verwunderte sie, daß er Hans hieß wie die Buben hierzulande auch. Nur antwortete er auf ihre Fragen in einer abgehackt ausländischen Sprache, die nicht zu seinem Namen passen wollte und die Bäuerin in ihrer heimlichen Ablehnung bestätigte. Doch ließ sie den Kleinen das alles nicht fühlen; sie zeigte ihm die Ofenbank mit den schlafenden Katzen, wo er sich weiter verweilen konnte, während die Frauen leiser als vorher miteinander redeten. Das Kind strich den Tieren, welche nur flüchtig die Augenschlitze öffneten, mit schläfrigen Händen über das Fell, während seine wachen Sinne um das Gespräch der Erwachsenen lauerten. Ohne daß es ihm jemand erklärt hätte, wußte der Knabe, daß die Mutter von ihm getrennt werden sollte; ja, es war bereits geschehen; er fühlte sich vergessen und verlassen, alles geschah so lautlos, daß er nicht einmal zum Weinen Anlaß fand.

Unterdessen hatte Simon die Türe geöffnet; ohne einzutreten, erinnerte er daran, daß die Schweine ihr Futter noch nicht gehabt hätten.

«Deine Schwester gehört ins Krankenhaus, besser heute schon als morgen. Hans wird bei uns bleiben, denk ich —», sagte die Bäuerin statt einer Antwort; sie sah keineswegs aus, als hätte sie im Sinn, die versäumte Arbeit nachzuholen. Daß sie sich nicht um Stall und Vieh kümmerte, machte Simon den Ernst des Augenblickes erst klar. Auch die Kindbetten hatten so begonnen, niemand hatte gefragt, ob man willens war, das Kind zu haben, zur Erntezeit oder mitten im Ackern, damals, als man noch mit fremden Pferden pflügte. Dieser Kleine nun kam im Einherbsten. Wenigstens stand er auf eigenen Beinen, er hatte eine Ohrentasse auf dem Tische stehen — damit also wäre die Frau nicht geplagt diesmal.

«Wegen des Schweinefutters — du kannst ja Albert schikken», sagte die Bäuerin zu Simon, der nun doch die Türe hinter sich zugezogen hatte, «und der Kleine kommt sicher gerne mit dir in den Stall.» Das Kind begriff, daß dies ein Befehl war; es ließ sich zu Boden gleiten und stellte sich an die Seite des Bauern. Dieser hatte sich noch einmal zu den Frauen umgewandt. «Marie, wenn du willst — die Bella ist noch draußen, deine Bella —.» Das Kind sah seine Mutter an. Sie lächelte, sie erhob sich mit Anstrengung, es machte ihr Schmerzen, aber sie lächelte; da schob der Kleine seine Finger in des Onkels Hand.

So war das Kind in Simons Haus aufgenommen.

Es war aufgenommen und doch kaum anwesend. Wie ein Kiesel am Rand des Wassers ließ sich der kleine Gast hin und her von der besonnten Türschwelle in die Feuchte des Baumgartens, von der Fensterbank der Stube in das fette Küchengeprassel treiben, den Gezeiten des Tages folgend, nirgends lärmig, nirgends im Weg, ein kleines kantenloses Menschenwesen, willig und geschickt, vor jedem Anstoß hinwegzurollen in ungefährlichere Umgebung.

Den Vettern wich er aus; ihre Arbeit war geräuschvoll, sie spalteten Holz, daß es krachte, eine Fräse sang jaulend über jedem Wurzelkloß, den sie zerbiß; oder die Buben lasen Obst auf, sie bewarfen die Stämme mit angebissenen Birnen, daß es klatschte. Den Kleinen stellten sie an die Trotte, ein klebriges Glas in der Hand, während der Most in die schwärzliche Stande

tropfte. Der erste Schluck war trüb und herb; das Kind, in der süßen Erwartung betrogen, machte sich lautlos davon.

Zur Essenszeit saß Hans hinter dem Tisch zwischen den Großen. Die Ohrentasse verdeckte ihm das Gesicht; das Brot noch zwischen den Zähnen, rutschte er schweigend zu Boden und verzog sich aufs neue. Seine Lautlosigkeit mißfiel der Bäuerin wie vorher seine Sprache; daß er wie ein Tierchen auf bloßen Füßen auftauchte und verschwand, weckte ihren Widerspruch. Da die Nächte ohnehin kühler wurden, der Tau morgens grau wie Schimmel auf den Wiesen lag, kaufte sie dem Kleinen Holzschuhe; es beruhigte sie, auf Schwellen und Treppen sein Geklapper zu hören. Wenigstens, meinte sie, käme er so nicht unversehens abhanden.

Am ehesten noch verweilte er in der Nähe des Onkels. Zur Melkzeit saß er auf dem Stallbänklein. In der einbrechenden Dunkelheit roch es warm nach Vieh und Milch und Stroh; eine trübe Lampe zündete durch Nebel von Spinnweben. Die Kühe schaukelten den Schatten ihrer Bäuche; mit der Stirn an die Leiber gelehnt wie an ein Gebirge, zog der Bauer die zischenden Strahlen aus den Zitzen; im Kessel wuchs ein schwanker Berg aus Schaum. Es kamen auch die Katzen. Mit hochgezogenen Pfoten strichen sie dem Kind um die Schuhe, bis der Bauer ihnen den Teller füllte. Dabei schob er manchmal eines der Tiere weg und zur Türe hinaus, einen gelblichen Tiger, der widerwillig und geduckt seitwärts ins Dunkle beinelte.

Simon, von den Augen des Kindes belästigt wie von einer wiederholten Frage, erklärte, daß die verstoßene Katze einer Nachbarin gehöre. Es schicke sich nicht, sagte er, Tiere an fremde Futterplätze zu gewöhnen, das schaffe Ungewißheit für Meister und Tier, und unter Nachbarn unnützen Aerger. Daß die Nachbarin Zusette ihrem Tiger stets zur Melkzeit die Türe öffnete, verschwieg Simon; er wollte nicht im Kinde noch mehr unnütze Fragen wecken.

Hans hörte zwar ohnehin nicht mehr zu. Er stand draußen vor der Stalltüre, die einen schmalen Lichtstreif über Hof und Straße fallen ließ. Die Stubenfenster leuchteten durch RebIaub und Gartengesträuch; das Kind ging am Rande der Schwärze und suchte die fremde Katze. Da glänzten dicht vor ihm die grünen Funken ihrer Augen, es hörte fauchen, ein Raubtier aus unheimlichen Träumen, riesig hinter dem wechselnden Blitzen seiner Lichter — das Kind, vom eigenen Mut überwältigt, schlug mit dem Schuh ins Dunkel. Aufs neue erschreckte die Katze es mit dem plötzlichen Geräusch ihrer Flucht. Dann war es still; Bäume, Wagen, Scheunengiebel standen schwarz und reglos vor dem Himmel. Nichts —. Dem Kind schlug das Herz bis zum Halse; es geschah nichts, nichts war geschehen —. Die lautlose Leere benahm ihm den Atem.

Die fremde Katze ließ sich bei Tage wieder sehen; es war nichts Außerordentliches mehr an ihr. Sie saß auf dem Holz und beleckte den weißlich glänzenden Haarkamm ihrer Brust, blinzelte in die Sonne, streckte sich nachdrücklich, mit kühn gebogenem Schwanz, um gleich darauf, wenn das Kind sie lockte, über die schmale Brücke eines Zaunes zu entfliehen. Oder man sah ihren Rücken im büscheligen Herbstgras, es wellte unter den Halmen, sie duckte sich mit zurückgelegten Ohren in eine Karrenspur. Das Kind begegnete ihr beim Brunnen des Nachbarhauses, wo es heimlich eine ausgebissene Brotrinde unter dem Wasserstrahl aufweichte. Die Katze, eben noch hinter Vögeln her, zeigte zwischen schläfrigen Lidern die Spalte ihrer Pupillen, sie blinzelte, sprang auf den Brunnenrand und schnupperte am Brot. Zum erstenmal sah Hans die Katze dicht vor seinen Händen; gleich ihr bei Unerlaubtem ertappt, vergaß er, sie festzuhalten. Er brockte ihr von seinem Brot ab; sie würgte es eilig hinab. Sie lief ihm nach; mit immer größeren Brocken lockte er sie hinüber auf den eigenen Hof.

Die Bäuerin schimpfte hinter den Geranien hervor. Es war nicht zu unterscheiden, ob der Zorn dem Kinde oder der Katze galt. Diese jedenfalls bezog die Schelte auf sich; geduckt machte sie sich davon. Das Kind saß betrübt auf der Treppe. Wieder war etwas nur beinahe geschehen; nicht einmal der zornige Unmut der Bäuerin hatte sein gehöriges Gewicht.

Die Katze füllte dem Kleinen Gedanken und Gefühl. Am frühen Morgen schon umstrich er das Nachbarhaus, watete auf der Hinterseite durch Nesseln und bröckeligen Schutt; Holzhaufen ratterten unter ihm zu Boden, es gab Löcher in den Strümpfen und zerschlagene Knie. Zum Morgenessen kam er verspätet; während die andern zur Arbeit aufbrachen, kaute er zwischen leeren Tassen und verschmierten Milchtropfen sein Brot zu Ende. Später nahm die Tante das Kind beiseite. Es sei nicht nötig, sagte sie, daß wegen einer herrenlosen Katze ein dummer Bub ebenso herrenlos zu strolchen beginne. Hans senkte die Wimpern; die Bäuerin, halbwegs versöhnt, nahm es für Reue. Schon wieder eilig zur Arbeit, drückte sie ihm einen mächtigen Apfel in die Hand und schob ihn hinaus.

Hans strich gleich darauf wieder am Zaun des Baumgartens umher; mit seinem Apfel beschäftigt, stolperte er über Steine und niederhängenden Draht. Die Katze narrte ihn. Als er zum Haus zurück kam, Steine mit den Schuhen vor sich her schleudernd, saß sie auf dem Holzstoß, als hätte sie längst auf ihn gewartet. Nach allem empörte ihn ihre schläfrige Ruhe; er warf einen Stein nach ihr, worauf sie mit einem Sprung verschwand. Das Kind schaute ihr nach, betroffen, daß auch diesmal das Spiel wie von selber sich wieder verdarb.

Die Bäuerin ging mit bekümmertem Kopfschütteln umher. Der kleine Strolch, wie sie ihn bei sich nannte, entglitt ihr mehr und mehr. Dem gelben Tiger nachstreichend, glich er bald selber einem Katzenwesen, Holzschuhe vermochten nichts mehr dagegen. Immer in der Nähe und doch nicht zu greifen, schweigsam, wenn nicht der Hunger ihn reden hieß, kam er von seinen Streifereien doch immer zur Melkzeit in den Stall. Er saß auf dem Bänklein, schlenkerte die Füße und sah dem Bauern zu, wie er den Melkkessel wegtrug und im Vorbeigehen den Katzenteller füllte. Der gelbe Tiger trank mit, er leckte das Maul und setzte sich mit zierlich geringeltem Schwanze vor den leeren Teller. Das neue Recht verdankte er dem Kinde.

«Aber wenn er doch Hunger hat —», hatte Hans einmal gesagt, es tönte wie Vorwurf. Der Bauer fühlte sich bei einem Unrecht ertappt. Er ärgerte sich über Katze und Kind, am meisten über sich selbst; am leichtesten war es, wenn er die Katze übersah, was diese wiederum mit einem hochmütigen Blinzeln ihres satten Gesichtes vergalt. Dem Knaben begeg-

nete sie ebenso unnahbar; versuchte er sie zu streicheln, entwich sie mit eingezogenem Rücken ins Dunkel.

Die Bäuerin kam von der Scheune her auf der Suche nach dem Kleinen. Sie lachte ärgerlich; es war ihr eher ums Schelten. «Man könnte meinen, du bekommest dein Futter im Stall, wie die Katzen — und der Tiger ist auch wieder da —.» Mit sicherer Hand beförderte sie das widerstrebende Tier hinaus.

Sie holte das Kind in die Stube; man saß beim Apfelrüsten, auf dem Tisch häuften sich die Schalen, welche sich unter den Messern hervorringelten. Hans sollte helfen. Natürlich war er zu ungeschickt, die Bäuerin hatte es auch nicht anders erwartet. Die Vettern lachten über die verkrüppelten Schnitze und schoben dem Kleinen seine selbstgeschnittenen Stücke in den Mund, was er sich, zufrieden mampfend, gefallen ließ. Der Bäuerin selber war es wie heimliche Erleichterung; irgendwie, dachte sie, müßte doch selbst dieses heimatlose Tierchen mit guten Brocken zahmzufüttern sein.

Sie täuschte sich, die Bäuerin; es lag nicht an den guten Brocken, die sie dem Buben nun häufiger als zuvor zusteckte. Er aß schweigend, Apfelküchlein so gut wie Brot, aber seine Augen blieben undurchsichtig. Kauend kniete er auf die Fensterbank, die Sonne schien durch vergilbtes Laub und Gerank, manchmal regnete es mit dünnen Flocken dazwischen. Der Kleine lief aufs neue hinaus. Die Bäuerin reichte ihm Mütze und Halstuch durchs Fenster; aber auch diese Sorglichkeit berührte ihn nicht. Er dankte, wie man sich Spinnweben vom Gesicht bläst; die Bäuerin hinter ihrem Vorhang schaute ihm kopfschüttelnd nach, ehe sie mit zorniger Entschlossenheit zur Arbeit zurückkehrte.

Es war naß, die Wagenspuren spiegelten Fetzen föhnblauen Himmels, unter den Bäumen lag schwärzliches Laub. Der Knabe raschelte ein wenig ratlos darin umher. Der Kinderlärm jenseits der Scheunen lockte ihn nicht. Vor den Blättern, die seine Schuhe aufwirbelten, stoben Hühner kreischend davon; er jagte sie vor sich her bis zum Nachbarhaus. Dort lag die Katze auf dem Fensterbrett; lauernd, blinzelnd schien sie nur auf den Knaben zu warten. Sobald er sich mit ihr zu schaffen machte, floh sie mit einem Sprung gegen die angelehnte Tür. Er erwischte sie beim Rücken, sie entwand sich behende, im letzten Augenblick bekam er ihren Schwanz zu fassen. Sie drehte sich um, fauchte, die Pupillen glänzten gläsern in der dreieckigen Fratze ihres verzerrten Gesichtes. Den Schreck des Kindes ausnützend, entschlüpfte sie, nicht ohne ihm blitzschnell die Krallen über die Hand zu hauen.

Bevor der Kleine zum Weinen entschlossen war, erschien eine alte, gebeugte Frau auf der Türschwelle, und da zum Weglaufen ohnehin der Augenblick versäumt war, ließ sich Hans in die dunkle Küche ziehen. Es roch wunderlich nach abgestandenen Dingen; die Wände, feucht wie in einer Höhle, verdämmerten in der Schwärze des Kamins. In der Stube fand das Kind sich eher zurecht, es fühlte sich an Simons Haus erinnert, nicht sehr deutlich, so daß noch vieles neu zu entdecken war. Die Nähmaschine zum Beispiel, an welche die alte Frau sich setzte; sie kramte ein Leinenläppchen hervor, das dem Kinde die brennenden Kratzer kühlte, während das Blut langsam den Fäden nach sickerte. Daneben lagen Stöße ausgebleichter Hemden, blaugestreifte Stoffstücke dazwischen. Hans kaute an einem steinigen Birnchen, froh, daß die alte Frau vorerst nichts weiter von seinem Unfall wissen wollte.

Die gelbe Katze hatte sich in der Ecke des Diwans schlafen gelegt; der Kleine hielt sich in vorsichtiger Entfernung. Das Weiblein sah ihn an, hüstelte, lachte; von den Augen strahlten ihr Fältchen über das ganze Gesicht. «Der Tiger ist nicht bös, er will nur spielen, gelt, Tiger —» Das Frauchen band eine Fadenspule an eine Schnur und ließ sie durch die Stube rollen; die Katze betupfte sie mit vorsichtigen Pfoten, biß sich auf einen Augenblick daran fest und ließ sie weiterrollen. «Früher rannte sie anders, sie kugelte vor Uebermut», sagte die alte Frau bedauernd. Aber dem Knaben, der nun selber die Schnur in Händen hielt, schien das Spiel unvergleichlich. Rückwärts gehend, verfing er sich in den Hemden, die vom Tische hingen, die Spule verschwand in Löchern und Falten des Stoffes. Die Katze begann nun ihrerseits das Ganze ernst zu nehmen, sie verbiß sich hartnäckiger in die Schnur, fauchte und ließ den Glanz ihrer Pupillen spielen. Der Kleine fühlte sich königlich, daß er, was ihn erst noch erschreckt hatte, nun an einem Schnürchen hinter sich her zog. Er streichelte die Katze, antwortete ihrem Schnurren mit gurrenden Lauten; die Nähmaschine rasselte, ihr Geräusch war wie eine Wand, die das Kind und sein Spiel schützend umschloß.

Erst als die alte Frau Licht machte, schaute Hans auf; vor den Fenstern war es dunkel geworden. Das Weiblein lächelte mit allen seinen Runzeln, sagte etwas von Wiederkommen, was den Kleinen über seine plötzliche Unruhe und Verwirrung hinwegtröstete. Mit zittrigen Fingern suchte sie seine Hand, während sie umständlich und wunderlich ihn durch die kaum geöffnete Tür ins Freie schob.

Hans saß mit geröteten Backen beim Essen. Er plauderte gar. Die Bäuerin wunderte sich; es gefiel ihr nicht übel, daß ihre gute Kost auf diese Weise anschlug. Doch enttäuschte sie der Kleine bald wieder damit, daß er neuerlich der gelben Katze nachstrich. Die Bäuerin sah ihn vor Zusettes Tür warten, mehrmals, immer wieder, sah ihn verschwinden und wiederkommen; sein Heimlichtun war bereits Gewohnheit.

Die Bäuerin verschonte Simon nicht mit dem, was ihr auf dem Herzen lag. Sie kannte ihn, der allen heftigen Worten gerne auswich; darum überfiel sie ihn in der Scheune beim Füttern. Dort mußte er die ganze Geschichte des wunderlichen Weibleins wieder einmal anhören, von der Zufahrt, die sie seinem Wagen verwehrte, wo er sich doch auf dem eigenen Hofplatz kaum kehren konnte, bis zu den Katzen, die man ihr füttern mußte, bis zu den Hühnern, die sie in fremde Wiesen laufen ließ — und jetzt das mit dem Kind! Simon öffnete und schloß bedächtig die Futterluken, man hörte die Kühe schnaufen und mahlen. Diese Ruhe empörte die Frau noch mehr. Nach aller Mühe, die man sich gegeben hatte, den Kleinen ins Haus zu gewöhnen, jetzt das! Die Bäuerin fand kein Wort für ihre Entrüstung.

Daß dem alten Weiblein gelungen war, was sie selber seit Wochen umsonst versuchte, traf die Frau vielleicht am meisten; Simon mochte etwas davon spüren, als er sagte: «So frag Zusette, wie sie es mit dem Buben angestellt hat; das möchtest du doch wissen —.» Die Bäuerin sah, daß ihr Zorn keine Unterstützung fand; enttäuscht, ein wenig ernüchtert, deckte sie den Rückzug mit Lachen.

Den Kleinen schickte sie nun oft auf Botengänge; er verspätete sich, wurde gescholten; es kam aus, daß er sich bei Zusette und ihrer Katze versäumt hatte. Die Bäuerin, aufgebracht und in einer heimlichen Erwartung befriedigt, verbot ihm, weiter hinüberzugehen — «diese Katze — haben wir nicht Katzen genug bei uns?» Hans senkte die Wimpern, er trug folgsam Scheiter in die Küche. Draußen, hinter dem Holzstoß lockte er den gelben Tiger.

Oder er wischte Laub vom Holzplatz; der Tiger strich ihm um die Beine. Er trug ihn hinüber zu Zusette. Die Bäuerin sah den verlassenen Besen; sie rief den Kleinen in den Garten. Es gab Stauden zu verbrennen; die Bäuerin warf Astern, Bohnenkraut und Brombeerdornen an einen Haufen und wirtschaftete mit einer Gabel darin herum, daß das Laub umherstob. Sie gab dem Buben die Zündhölzer und zeigte ihm, wie das Feuer anzuzünden sei. Vor ihrer unduldsamen Anweisung vermochte dem Kinde keine Freude aufzukommen; es beugte sich lustlos über das magere Flämmchen, das zwischen feuchten Ruten aufzischte, blies und hustete in den träge qualmenden Rauch.

Unter der Brombeerhecke saß der gelbe Tiger und schnupperte. Behutsam Pfote vor Pfote setzend, kam er näher, die bewegte Nase im Wind, dem merkwürdigen Geruch entgegen. Die Bäuerin entdeckte den Eindringling, bevor das Kind aufsah. Sie scheuchte ihn weg; wie zum Hohn setzte er sich dicht beim Zaune nieder, die Pfoten zierlich im Geringel des Schwanzes. Drüben trat Zusette aus dem Haus, schaute herüber, auch das Kind wurde aufmerksam — die Bäuerin in ihrem langgehegten Aerger fühlte sich rings von Spott umgeben; erbittert warf sie die Gabel nach dem verhaßten Tier.

Es klirrte auf den Steinen, der Gabelstiel verfing sich am Gartenhag. Der Tiger war längst verschwunden.

Drüben sagte Zusette, halbwegs zu sich selber: «Hätte es ihn treffen sollen?»

Das nun — nein! Die Bäuerin lehnte über den Zaun und rief zurück; der Unmut kochte ihr über. Es ging um Katze, Hühner, zuletzt um das Kind. Zusette hatte ihr dünnes Greisenlachen und stichelte spitzig dazwischen. Sie trug den Tiger auf dem Arm; wenn sie die krummen Finger hob, verschoben sich ihre schiefen Schultern ins Hexenhafte. Der Anblick empörte die Bäuerin aufs neue. Daß das Kind der wunderlichen Verwachsenen nachlief — «. . . ja, wenn es damit getan wäre, ein Kind zu locken, ein Kind, das nicht weiß, wer ihm für Kleid und Bett und Essen sorgt! Nehmt es zu Euch, behaltet es, tut an ihm, was wir getan haben! Es wird ihm bald genug verleiden, wenn Ihr es haltet wie Eure Katze, bald genug wird es dem bessern Futter nachlaufen!»

Zusette lachte lautlos mit allen Fältchen des Gesichtes. «Fragt doch das Kind, wenn Ihr es wissen wollt, fragt es doch», sagte sie.

In der Tat, sie hatten im Tumult des Wortgefechtes das Kind vergessen, das jetzt, als hätte es nur auf einen Augenblick der Stille gewartet, mit eins zu weinen begann. Es kauerte an seinem verglühenden Feuer, von Schluchzen geschüttelt, es schrie unter dem betroffenen Schweigen der Frauen. Im Herzen verwaist und verloren, schrie es unersättlich und verzweifelt, die rußigen Fäuste vor dem offenen Mund.

Die Bäuerin, in erschrockenem Erinnern, spürte denselben hilflosen Jammer, mit dem die eigenen Buben sich ihr früher in die Arme und ins Herz gewühlt hatten. Sie zog den Kleinen an sich, seine Schultern zuckten. Da hob sie ihn auf und trug ihn eilig ins Haus, erleichtert, der eigenen Beschämung auf gute Art zu entkommen.

Drinnen wusch sie ihm Hände und Gesicht; es war aber keine Schramme, keine Brandblase zu erkennen, und immer noch schluchzte das Kind leise vor sich hin. Sein verschwollenes Gesicht machte sie unruhig und beklommen, es nützte nichts, ihm die Augen wieder und wieder zu waschen. Sie hob ihn auf ihren Schoß und drückte das kleine Gesicht an ihre Schulter, die Tränen feuchteten ihr Hals und Wange.

Sie schaukelte ihn, Worte kamen ihr in den Sinn, längst vergessene, die sie schon über den eigenen Kindern gemurmelt hatte, wenn sie, vom Weinen ermüdet, an ihrer Schulter schwer wurden. Sie errötete, wie an einer Schwäche ertappt, drückte den zersausten Haarschopf dichter an ihre Schulter; ihre Lippen bewegten sich ohne Laut.

— Herrgott, wir meinen, Gutes zu tun, und dienen dem eigenen Stolz, wir meinen, Gutes zu tun, und erst müssen wir ein Kind weinen sehen —.

Das Kind war schließlich still geworden; die Bäuerin ließ es auf den Boden gleiten. Es blieb stehen, lautlos, wie es eben stand. Der Frau wurden die Augen feucht, sie ging in der Küche hin und her, sie zündete Licht an und machte Feuer im Herd, das Grübeln im Dämmer lag ihr nicht. Vor zorniger Hilflosigkeit lärmte sie mit Krügen und Geschirr. Man müßte etwas finden, etwas, das tröstet —. Irgend etwas —. Sie hielt plötzlich inne, nahm das Milchbecken, das sie eben weggestellt hatte, füllte einen Teller bis zum Rand und reichte ihn dem Kinde. Es schaute sie an, fragend. Die Bäuerin nickte, sie lächelte und nickte nochmals. «Es ist für den Tiger», sagte sie.

Sie öffnete dem Kind die Türe; im Licht dampfte eine Wand von Nebel und quoll hinauf in die Nacht. Das Kind hielt die Schale mit beiden Händen. Es stand auf der Schwelle, draußen im Nebel stand groß und schwarz sein Schatten.

Die Bäuerin sah ihm nach, wie es hinausging, Schritt für Schritt, über die behutsamen Hände gebeugt. Sie ließ die Türe offen stehen, auch als es schon lang in der milchigen Helle verschwunden war.

Essentials of Loveliness

The beauty of a woman's face is threefold ... beauty of line, beauty of colouring, beauty of texture. To achieve this loveliness, concentrate upon a basic routine using Elizabeth Arden's famous essential preparations. Faithfully, every day, cleanse with Ardena Cleansing Cream to keep your complexion fresh and clear, tone with Skin Tonic to maintain youthful contours, and nourish with Velva Cream or Orange Skin Food to ensure a smooth supple skin. This simple method is the sure foundation of a natural loveliness that time will not impair.

Elizabeth Arden

NEW YORK 25, OLD BOND STREET, LONDON W.1 PARIS

FASHIONABLE NEW SALON IN ZURICH 16, St. Peterstrasse Telephone 27 28 35/36

Um die Gewißheit zu haben, gut bedient zu werden, ist der Rat des Fachmannes unumgänglich. — Dies gilt besonders im Uhrengeschäft.

Die Elite der Uhrmacher der ganzen Welt empfiehlt die Marke ZENITH. Tradition + Schweizer Qualität.

Eheprobleme der Schweizer Frau

...

Als sich im Laufe der Kriegsjahre in der Schweiz Stimmen erhoben, die auf die hohe Zahl der Ehescheidungen in der Schweiz hinwiesen und sich Familienschutzkommissionen, Gerichte, ja sogar die Universität mit der Frage beschäftigten, wie dieser «Seuche» zu begegnen sei, wurde von einsichtigen Debattern vor einem allzu großen Pessimismus gewarnt. In einer Zeit des Umbruchs, so wurde argumentiert, sei es nicht verwunderlich, daß Ausstrahlungen davon in zerstörendem Sinne die kleinste menschliche Gemeinschaft, die Ehe, berührten; in einer Zeit, die die von uns bisher als ewig erkannten Werte anzweifelte, würden sich notgedrungen Bindungen lockern, die festgefügt erschienen waren. Ich teile diese Ansicht und habe sie auch immer wieder selbst vertreten und zugleich der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß nach diesem Krieg eine Welt erstehen möge, in welcher der Mensch wieder als köstliches Gut betrachtet und als solches sorgsam behütet werde und in welcher menschliche Beziehungen frei von Unterdrückung, Mißtrauen, Haß und Neid gepflegt werden können.

Auch wenn wir bestehende Ehekrisen mit der allgemeinen geistigen und seelischen Zerrüttung erklären können, die zu beheben nur durch Maßnahmen allgemeiner geistiger, sozialer, wirtschaftlicher und politischer Natur möglich ist, bleiben noch genügend andere Ursachen, die eine Ehe zu zerrütten vermögen. Der mir zur Verfügung stehende Raum würde nicht ausreichen, wollte ich darauf im einzelnen eintreten. Ich erwähne hier nur die häufigsten, von denen aber sicher nur wenige mit schweizerischer Wesensart oder eidgenössischen wirtschaftlichen, sozialen oder gar politischen Verhältnissen erklärt werden können: wirtschaftliche Not, die zermürbt und unfroh macht, oft Verzweiflung bringt und nicht einmal selten wahre Tragödien schafft, die aber sicher in sehr vielen Fällen ehezerrüttend wirkt; Vertrauenserschütterung, hervorgerufen durch mangelnde Aufklärung über wesentliche Voraussetzungen für die Führung einer guten Ehe; großer Altersunterschied; Konfessionsverschiedenheit; starke Bindung des einen oder andern Ehepartners an seine angestammte Familie oder Teile derselben. Mannigfaltig sind die Reformvorschläge, die diese immer wieder vorkommenden Keime der Zerstörung der Ehe vernichten wollen. Sie sind bekannt, sie heißen: Besserstellung der wirtschaftlich Schwachen, Erziehung und Aufklärung der jungen Menschen. Diese Bestrebungen haben zu segensreichen Einrichtungen, wie Eheschulungskursen und Eheberatungsstellen, geführt. Und schließlich kämpft ein ganzes stimmfähiges Volk für die Verwirklichung sozialer und wirtschaftlicher Postulate.

Aber ich will Ihnen ja von Eheproblemen der *Schweizer Frau* sprechen. Diese sind nach meiner Meinung in erster Linie auf geistigem Gebiet zu suchen. Man wird sich jedoch davor hüten müssen, meine Ausführungen zu verallgemeinern oder sie geradezu als Ei des Kolumbus zu nehmen und zu glauben, daß ich die vorkommenden Probleme abschließend aufzähle. Im Gegenteil, liebe Leser, ich pflücke sie aus einer Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit heraus. Wenn ich meine Kritik in erster Linie am Wesen und Denken der Schweizer Männerwelt anbringe, dann möge mir diese das verzeihen, und ich bitte sie, mir zu glauben, daß ich *unsere* Fehler sehr gut kenne, sie bei mir selber bei jeder Gelegenheit zu beseitigen trachte, und daß ich auch den Kreis von Frauen, die ich betreue, zur Selbstbescheidung veranlasse.

Die Schweizer Frau ist seelisch, geistig und gesellschaftlich immer noch unfrei und abhängig vom Mann. Gewiß hat unser schweizerisches Zivilgesetzbuch die ehemännliche Vormundschaft im Prinzip abgeschafft und nur zum wohlgemeinten Schutze der Frau einzelne Ueberreste dieser rechtlichen Abhängigkeit übriggelassen. Die alten Vorrechte des Mannes in seelischer, geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht führen aber ruhig weiter ihr Dasein. Ich höre die Männer grollen und protestieren, die in inniger Gemeinschaft mit ihrer Frau leben. Ich kenne sie aus eigener Erfahrung und behaupte trotzdem, daß dieser Protest einer gewissenhaften Ueberprüfung nach seiner Berechtigung nicht standhält. Ich unterlasse es, die Ungleichheit der Geschlechter in Staat, Beruf und in der Wirtschaft zu schildern und beschränke mich darauf, mit ganz kurzen Hinweisen auf die Unebenbürtigkeit der Frau innerhalb der Familie aufmerksam zu machen. Die künstliche Machtstellung des Mannes als Haupt der ehelichen Gemeinschaft hat nicht nur in rechtlicher Beziehung, sondern auf seelischem und geistigem, aber auch auf gesellschaftlichem Gebiet ihre Auswirkung. Der Mann hat sich von der Frau ein eigenes Bild gemacht und verlangt, daß sie in Wirklichkeit diesem Bilde entspreche, und die Frau hat auch danach getrachtet, diesem Ideal des Mannes nachzuleben. Es wurde der Problematik der weiblichen Seele nicht Rechnung getragen, ja sie wurde belächelt und als Getue abgetan. Etwas Aehnliches

MEMPHIS
50 CIGARETTES
PADISHA
CIGARETTES MEMPHIS
Der Tabak strömt dauernd Aroma aus
Besonders rasch verläuft die Duftabgabe bei der Cigarette, wenn sie nicht luftdicht aufbewahrt bleibt. Deshalb unsere neuen Frischhalte-Dosen mit dem immer wirksamen Gummi-Verschluß! Die Dosen öffnen sich mühelos und leicht, es gilt nur, das Band mit der Griffplombe senkrecht nach oben zu ziehen.
In Frischhalte-Dosen erhalten Sie alle drei Marken unseres
Assortiment de Luxe
Neben den Frischhalte-Dosen zu 50 Cigaretten bekommen Sie auch cellophanierte Taschenpackungen zu 20 bezw. 25 Cigaretten.
MEMPHIS
Assortiment de Luxe
No. 1
GRAZIOSA
format mignon 8 cts
No. 2
DIVIA
format extra long 9 cts
No. 3
PADISHA
grand format 10 cts
Bessere Cigaretten gab es nie!
CIGARETTENFABRIK
MEMPHIS
DÜBENDORF - ZÜRICH

erleben wir bei der bisherigen Beurteilung des geistigen Lebens der Frau, indem ihr eine eigene Geistigkeit, die sich nicht mit derjenigen des Mannes deckt, heute immer noch zum großen Teil aberkannt wird. Im gesellschaftlichen Leben bieten die offiziellen Feierlichkeiten und Empfänge manchenorts in der Schweiz genügend Beispiele dafür, daß die Frau in gesellschaftlicher Hinsicht dem Manne nicht ebenbürtig behandelt wird. Folgen dieser Ungleichheiten und Abhängigkeiten sind Unverständnis auf der einen und Unverstandenfühlen auf der andern Seite, die sehr oft geeignet sind, Ehekrisen auszulösen.

Man hat schon viel davon gelesen, daß die Schweiz eine Nation der Gehemmten sei. Obwohl dieser Ausspruch, verallgemeinert, einer Phrase gleichkommt, vor der wir uns hüten müssen, erlebt man es immer wieder, wie die liebende Frau ihren seelischen Reichtum nicht entfalten kann, weil der Mann gehemmt ist, weil er seinen zarten Gefühlen nicht Ausdruck zu geben weiß und nicht einmal das einfache und innige Wort «Ich liebe dich» über die Lippen bringt. Ich rede dabei nicht von den ausgesprochenen Rüpeln, die zarter Regungen überhaupt nicht fähig sind, sondern ich denke an die Mehrheit der Männer, die sich innig liebend einer Frau verbunden fühlt, aber das Wort und die Umarmung nicht findet, um dies auszudrücken. Die Frau, auch die Schweizer Frau, dürstet nach diesem Wort, und sie dürstet danach, von ihrem Mann in die Arme genommen zu werden. Wir wissen von Seelenkundigen, daß sehr viele Zerwürfnisse, aber auch Erkrankungen darauf zurückzuführen sind, daß der Mann seine Frau wohl körperlich für kurze Momente berührt, wenn er seine sexuelle Befriedigung sucht, sie aber sonst an Zärtlichkeiten darben läßt. Ich will gerne zugeben, daß die Frau, wenn sie gut erzogen ist, in erotischen Dingen sich einer gewissen Zurückhaltung befleißt und ihre wahren Bedürfnisse sehr oft vor sich selber und ganz sicher vor dem Mann verschweigt, sicher ein Ueberbleibsel der Reformation mit ihren strengen Sittengesetzen: «Scham und Stillschweigen zieret die Töchter; sie sollen sich in der Haushaltungskunst üben, üppige Fabeln (Romane) wie ‚Tristan', die ‚Melusina', ‚Pyramus und Thisbe', ‚Gismunde und Guiscard' und was derglychen mer unraths ist, meiden. Ehrlicher ist, man findet Dich ob der Kunkel, als im Tanz herum hüpfen, oder auf der Gasse in eitelm Staate semper umherschripeln» (Antistes Bullinger, Nachfolger Zwinglis). Es fällt auf, daß wir in der Schweiz wohl ausgezeichnete Ehefrauen finden, die es aber nicht verstehen, ihrem Mann Geliebte zu sein.

Unsere Schweizer Ehe hat sich manchenorts von einer innigen Lebensgemeinschaft zu einer bloßen Erwerbsgemeinschaft entwickelt. Die Schweizer sind ein arbeitsfreudiges und sparsames Volk. Das sind schöne Eigenschaften, wenn sie aber auf Kosten der Entfaltungsmöglichkeit der Ehepartner gehen, wenn dadurch seelische und geistige Kräfte verkümmern, dann ist die Lebensgemeinschaft von Mann und Frau entseelt. Wenn einerseits Besorgung der Haushaltgeschäfte und Kindererziehung aus ökonomischen Gründen mit Erwerbstätigkeit der Frau verkoppelt werden müssen, wenn andererseits die Freizeit des Mannes durch seine Betätigung in Vereinen übermäßig beansprucht oder gar völlig ausgefüllt wird, dann verlieren die Ehepartner oft Lust und Laune zur Pflege der Gemeinschaft. In tausend Fällen fehlt aber nicht nur die innere Bereitschaft und die Zeit, sondern auch das Geld, um wenigstens außer Hause gemeinsam inhaltsreiche Stunden — Besuch von Theater, Konzerten, Ausstellungen usw. — genießen zu können. In vielen Fällen unterdrückt man aber aus Sparsamkeit solche geheimen Wünsche. Die Beziehungslosigkeit unter den Geschlechtern ist daher nicht mehr so vollkommen unerklärlich, obschon die Häufigkeit dieser Leere der gegenseitigen Beziehung den Praktiker immer wieder verblüfft.

Ich kann und will gegen die aufgezeigten Mängel keine allgemeinen Rezepte verschreiben und überlasse dies jenen Menschen, welche über mehr Erfahrung verfügen, oder welche sich sonst dazu berufen fühlen. Meine Erfahrungen in der praktischen Eheberatung haben mir die große Problematik solcher Rezeptierung aufgezeigt.

Ich empfinde nur noch das Bedürfnis, die in meinem Artikel angegriffene Männerwelt zu trösten, weil ich sie liebe, indem ich ihr verrate, daß trotz Emanzipationsbestrebungen und Forderung nach Frauenstimm- und Wahlrecht das Wesen der Frau im Sein verankert ist (frei nach Ortega y Gasset) und daß sie immer noch das vom Dichter von ihr entworfene Bild liebt: «Frauen sind wie Schalen, in welche die Männer goldene Aepfel fallen lassen» (Goethe).

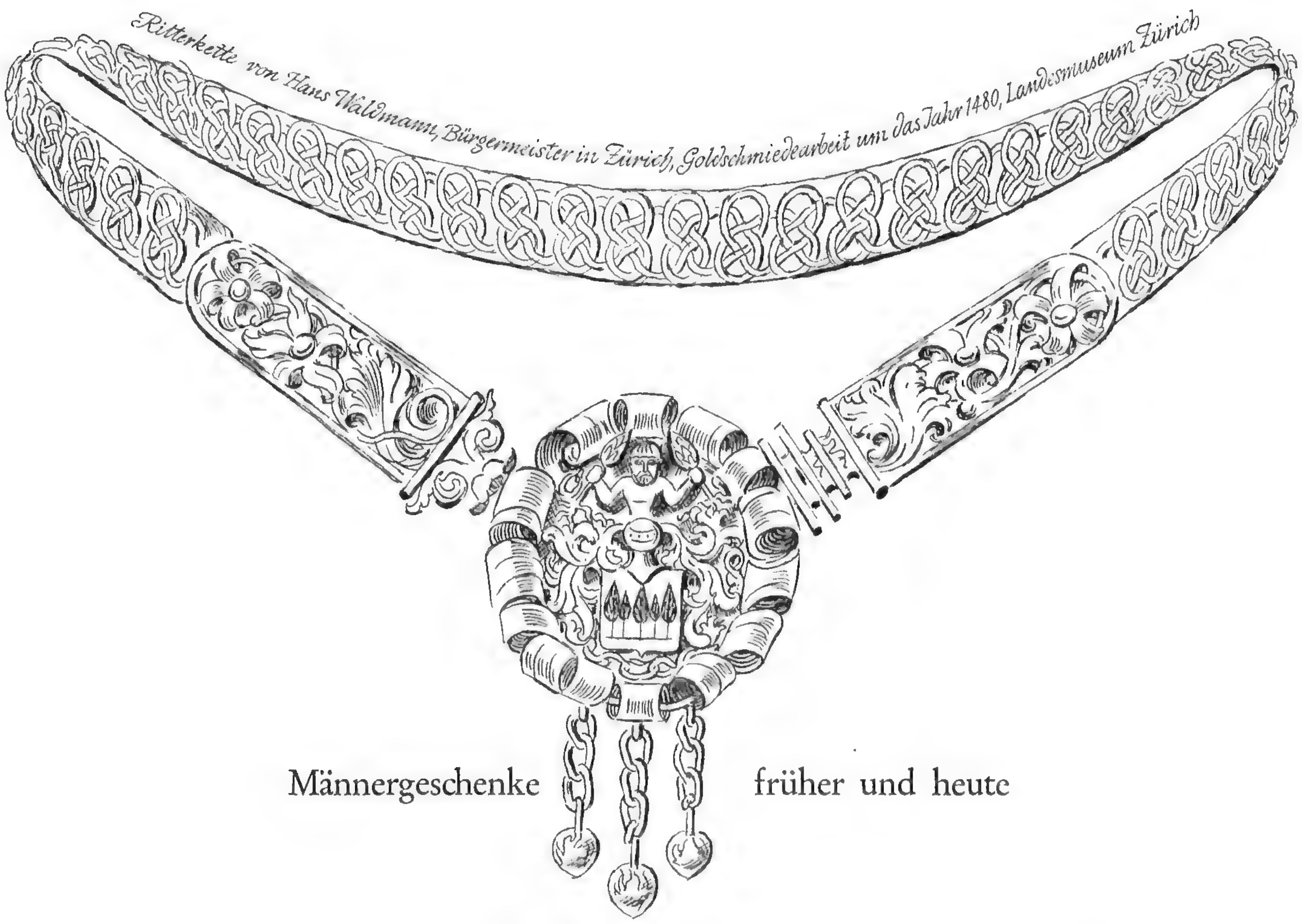
M. Willfratt-Düby

SIMMEN
60 JAHRE SIMMEN

Ein anmutiges Schlafzimmer, geschaffen für eine anmutige junge Dame!

Die Traugott Simmen & Cie. AG. in Brugg, Zürich und Lausanne sieht ihre Aufgabe darin, ihren Kunden, im Rahmen ihrer Mittel, zu einem gediegenen Heim mit persönlicher Note zu verhelfen.

BRUGG, Tel. 41711 / ZÜRICH, Uraniastraße 40, Tel. 256990 / LAUSANNE, Rue de Bourg 47, Tél. 28992



Männergeschenke früher und heute

Hier oben sehen Sie eine Abbildung der prachtvollen Halskette, die Zürichs berühmtester Bürgermeister, Hans Waldmann, zum Geschenk erhielt. Die Kette ist in allen Teilen ein Meisterwerk damaliger Goldschmiedekunst. Wollte man heute einen Mann für seine Verdienste ehren, dann würde man ihm nicht eine Halskette schenken, sondern eher eine jener wunderbaren Uhren, wie sie *Tissot* in Le Locle herstellt. Könnten Sie doch nur eine *Tissot*-automatic in ihrem Werdegang verfolgen! Dann würden Sie verstehen, warum die *Tissot* als eine Spitzenleistung unserer Uhrenindustrie gilt. Ihr Werk ist *bis auf einen Tausendstel-Millimeter genau gearbeitet*, dazu stoßgesichert, antimagnetisch und automatisch. Automatisch? Jawohl, automatisch! Nie müssen Sie eine *Tissot*-automatic aufziehen — *mit jeder Handbewegung zieht sie sich selber auf*. Rechnen Sie noch dazu das prächtige Zifferblatt, das unzerbrechliche Glas, die wasserdichte Schale, die Gangreserve von 40 Stunden, und Sie werden verstehen, warum es für den Mann von heute kein schöneres Geschenk gibt als eine *Tissot*-automatic. Mehr als 200 *Tissot*-Vertreter, verteilt über die ganze Schweiz, sind gerne bereit, Ihnen die reichhaltige Kollektion von *Tissot*-Uhren für Damen und Herren vorzulegen.

Tissot-automatic für Herren sind in folgenden Preislagen erhältlich: *in rostfreiem, wasserdichtem Stahlgehäuse* von Fr. 125.– bis 140.–
in Gold . . . von Fr. 375.– bis 619.–

Nur bei den offiziellen *Tissot*-Vertretern erhältlich.

Tissot

Seit 1853

COIFFEURE

unter sich

A. *Wie erklären Sie sich, lieber Kollege, dass wir mit Kurshampoo so erstaunliche Resultate erzielen, - dass selbst vorher lebloses und lahmes Haar so schön und elastisch davon wird und sich ohne Schaden erfolgreich dauerwellen lässt?*

B. *Kurshampoo ist einfach ein wirklich hervorragendes Produkt. Es enthält Drogen, die auf das Haar regenerierend wirken. Es hilft bei zu fettem Haar, weil es die Tätigkeit der Talgdrüsen reguliert, während es auf weiches und feines Haar eine härtende Wirkung ausübt.*

A. *Ist es nicht auch wesentlich, dass wir für jedes Haar die individuell richtige Behandlungsmethode finden?*

B. *Das ist sogor sehr wichtig! Aber wir Coiffeure kennen ja die Haare in ihrer Vielfältigkeit, und deshalb können wir dosieren und jedem Haar soviel und so lange Pflege geben, wie es nötig ist.*

A. *Aber haben Sie nicht auch die Erfahrung gemacht. dass man Kurshampoo mehrmals anwenden muss, bevor eine dauernde Wirkung sichtbar ist?*

B. *Es ist bestimmt sogar wesentlich für den Erfolg, dass man das Produkt längere Zeit hintereinander anwendet.*

A. *Das ist ja auch nur logisch. Auch ein Arzt kann nicht mit einer Büchse Malzextrakt aus einem Schwächling einen Athleten machen.*

B. *Auf jeden Fall lohnt es sich für die Kundin, wenn sie sich davon überzeugen lässt, dass Schwarzkopf-Kurshampoo wirklich eine Kur ist, die nicht vorzeitig abgebrochen werden darf.*

A. *Und es lohnt sich auch für uns, weil Kurshampoo uns eine zufriedene Dauerkundschaft garantiert.*

Kurshampoo ist dank seines Gehaltes an haarstärkenden Drogen ein sehr wirksames, regenerierendes Mittel. Kurshampoo in der rosa Packung genügt allen Ansprüchen der modernen Haarpflege

Vom

Schweizerischen Coiffeurmeister-Verband

als Service-Artikel bezeichnet und anerkannt. Nicht für den Publikumsverkauf bestimmt.

Für trockenes oder sprödes Haar: Bonawell — das wasserlösliche Oelprodukt. Es dient zur allgemeinen Kräftigung des Haares und verleiht auch solchem Haar neue Weichheit und Elastizität, das durch strenge Behandlung gelitten hat.

Lob der kleinen Bücher

...

Ein schmales Bändchen, groß bedruckt auf wundervoll rauhem Papier, biegsam in braunes Wildleder gekleidet und mit pfeilförmigem Buchzeichen wie mit einem Weiser ins Land der wachen Träume versehen, war der Gegenstand einer meiner frühesten Neugierden. Es lag im Schoße einer Frau. Mir ist, ein ganzer Sommer mit all seinen Wolken, mit seinen Rosen und Balsaminen, Kaprifolien und Dahlien sei still und unbemerkt hinter der Frau vorübergezogen, dieweil sie lesend oder über die Seiten hinwegsinnend saß, nichts anderes begehrend, als um dieses kleinen Buches willen in Ruhe gelassen zu werden. Mit der Subtilität des Kindes ahnte man die Verbundenheit von Frauenseele, Himmel und Buch und störte sie nicht, es sei denn durch das halb unbewußte Sehnen nach den geistigen Besitztümern der Großen, welches sich durch verlangende Blicke nach dem schmalen Band hin zuweilen irritierend äußern mußte.

Viele Jahreszeiten sind seither vorübergegangen, deren Glück über dem traurigbewegten Zeitgefühl unausgeschöpft blieb; die besinnliche Leserin ist längst tot, und das Büchlein mag irgendwo unbeachtet vergilben. Die Neugier auf seinen Inhalt aber taucht in mir zeitweise wieder auf, vornehmlich, wenn mir lesende Frauen begegnen. Es sind ihrer zweifellos mehr als in jenen fernen Tagen, da nur die müßige Frau der Lektüre pflegte. Wir sind belesener als unsere Mütter — aber oh, was haben wir heutigen Leserinnen an Qualität eingebüßt!

Uns fehlt die völlige, die ungeteilte Hingabe an das Buch. Wir lesen strickend oder radiohörend, wir lesen im Strandbad mit sonnebetäubten, im Zug mit abgelenkten, im Bett mit schlafumfangenen Sinnen, und — was schlimmer ist — wir lesen, was uns der Buchhändler als neuestes, meistverkauftes und letztens — nicht bestens — übersetztes Buch anempfiehlt. Recht umfangreich soll es sein, auf daß wir uns lange nicht loszureißen brauchen von Gestalten und Geschehnissen, mit denen wir erst nach der hundertsten Seite ins Vertrauen gekommen sind, weil sie, um unsere enge Wirklichkeit zu kompensieren, fremd und abenteuerlich sein müssen. Dünne Bücher, seien sie nun lyrischer oder prosaischer Art, erwecken durch das Zwischen-den-Zeilen-zu-Lesende und Zum-Nachdenken-Zwingende unser Mißtrauen. Wir legen sie mit leisem Bedauern ungelesen aus der Hand, und dies Bedauern ist nichts anderes als eine Traumgebärde unseres Stiefkindes, der Seele. «Hélas, l'âme ne se porte plus», sagte neulich ein alter Herr, als spräche er von einer aus der Mode gekommenen Farbnuance. Er irrt. Man trägt sie noch, aber unter sieben Falten von Nüchternheit sorglich versteckt.

Doch dies nur nebenbei. Mitunter also überfällt mich, dich, uns Frauen alle, die wir uns seit Großmutters Zeiten im Kern doch gleichgeblieben sind, Lust und Stimmung auf das kleine, beschauliche, gleichsam mit der Seele zu lesende Buch. Und da greifen wir etwa — zum wievielten Mal? — nach Jens Peter *Jacobsens* «Frau Marie Grubbe», weil uns das Schicksal des übermütigen Kindes aus dem 17. Jahrhundert immer aufs neue anzieht und fesselt. Irgendwo, an einer untergründigen Stelle unseres Wesens, sind wir doch alle mit ihm verwandt. Wie liebt sie doch das Leben, die kleine Marie mit den Perlhyazinthen-Augen, und wie unverdrossen sucht sie ihm die Verwirklichung ihrer Träume abzuringen von der Stunde an, da sie verspielt die Rosen des väterlichen Gartenhauses abreißt, einzig um ihre jungen, nackten Arme in deren samtene Kühle zu betten, über ein ganzes Frauenleben voll Ehrgeiz, Leidenschaft, Irrtum und Liebe, bis sie in Fährmann Sören einen von ihren Träumen allerdings weit entfernten Meister findet. Es liegt ein unsagbarer Zauber über dem Buch, eine nur Jacobsen eigene Durchsichtigkeit und so viel Duft und Glanz, daß wir es, wenn man so sagen darf, fast plastisch erleben. Unvergeßlich die Schilderung eines Gewitters, einer Blume, eines Geschmeides. Und es fehlt dem kleinen Buch, das in braunes Wildleder gebunden sein könnte, nicht an der Patina leiser, verträumter Wehmut.

Ganz im Seelischen sich bewegend und voll von jener Phantasie und Heiterkeit, die wir als Gegengewicht zum Ernst der Zeit so sehr benötigen: Lawrence *Sternes* «Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien». Man möchte es immer wieder der Frau aufs Nähtischchen legen und zu ihr sagen: lies ein Kapitel daraus, wenn dir über dem grauen Alltag der Humor abhandengekommen ist und dein Gemüt Auflockerung braucht; wenn du vergessen, daß alles Kleine und Niedrige nur der liebevollen Betrachtung bedarf, um groß zu werden. Hier ist ein Mann, so kapriziös, empfindsam und verführerisch, wie wir Frauen es sein sollten, wenn uns eine Lustreise zu tun vergönnt ist. Es ist ihm auf seinem Wege nichts so gering, nichts so prosaisch, als daß er nicht auf seine ganz persönliche Art daraus Poesie zu schöpfen und Gefühl zu destillieren imstande wäre. Ein Kunstwerk lächelnder Philosophie und von jener Höflichkeit des Herzens, die uns auch heute noch andern Völkern und Sitten gegenüber an den Tag zu legen geziemte. «Von mir», sagt der sentimentale Reisende Yorick, «kann ich

TRIPLEX

FOR PEOPLE IN SEARCH OF THE BEST

20/1.20 * 10/-.60

ROTHMANS OF PALL MALL, LONDON S.W.1

Berufstätige schätzen Cutex, weil dieser Nagellack sehr lange hält.

CUTEX

10 Modefarben aus New-York

En gros: PAUL MÜLLER AG. SUMISWALD

mit gutem Gewissen sagen, daß ich niemals eine schlechte Regung meines Herzens so entschieden besiegen konnte, als wenn ich so rasch wie möglich eine gute und freundliche Empfindung aufbot, sie auf ihrem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen.» Allerdings sind zur Zeit des Berichtes noch keine Weltkriege, nicht einmal die Revolution über die Erde hingebraust, man fährt geruhsam in Karossen und stellt das Verweilen dem Zufall der Begegnungen anheim. Zum Reiseführer ist das Büchlein also nicht geeignet, zumal es, unvermittelt wie es begonnen, mitten in einer höchst pikanten Situation abbricht, ohne uns nach Italien mitzunehmen.

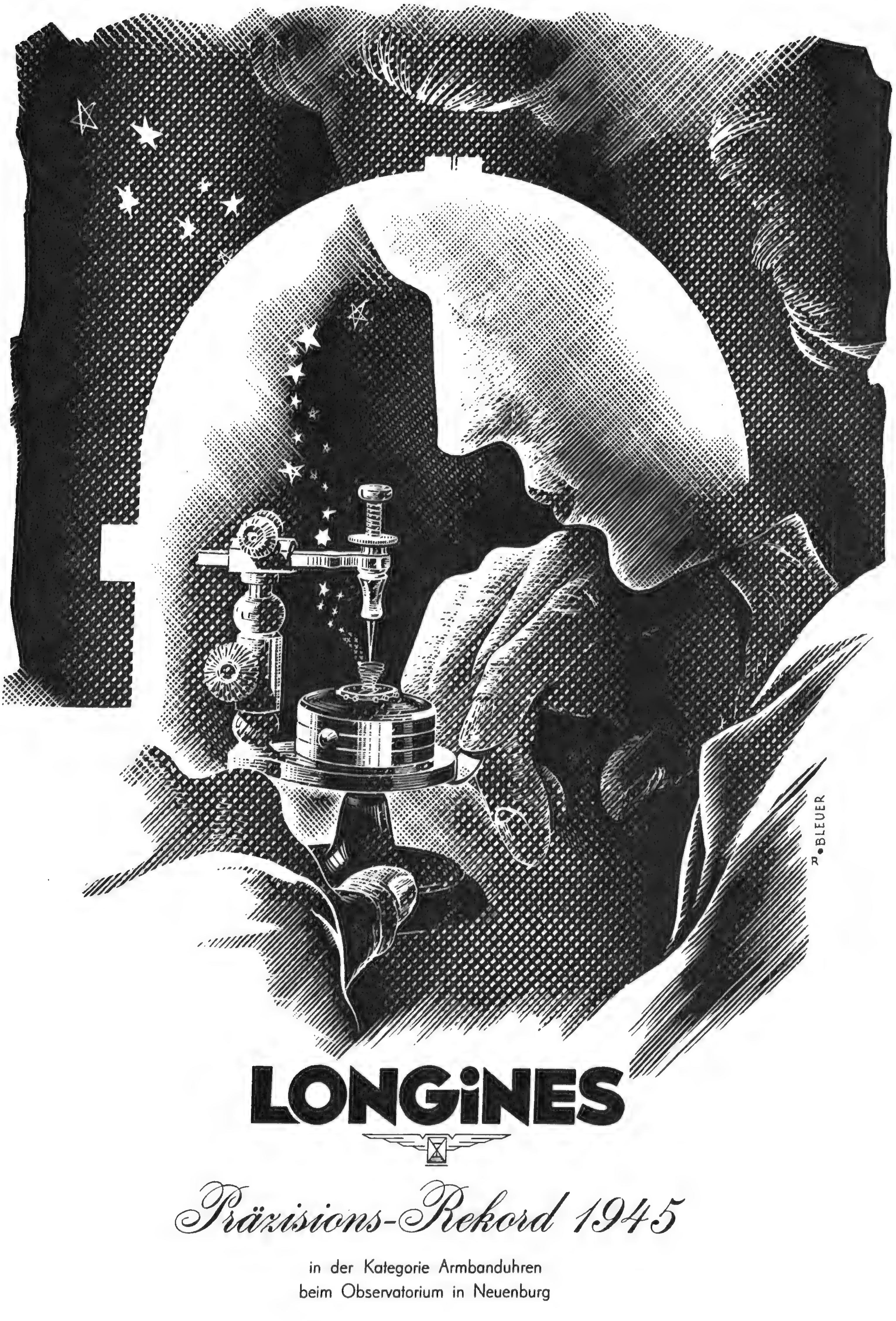
Ja, wenn wir uns einmal in jener Stunde zwischen Hell und Dunkel vor das Bücherbord hocken und mit erkennendem Finger über die Reihen fahren, so sind es immer die schmalen Rücken, in die sich dieser Finger einhakt wie in einen Freundesarm. Und daran offenbart sich uns die unheimliche Eile der Zeit, daß über dem Wunsch, sie nochmals zu lesen, wiederum drei Jahre verflossen sind. So lange liegt es zurück, daß ein unscheinbar geheftetes, im Handel damals nicht erhältliches Büchelchen von Hand zu Hand ging gleich einer heimlichen Kostbarkeit. Man durfte es nicht länger als einen Tag oder eine Nacht dem Nächstwartenden vorenthalten, aber in den paar Stunden, da man es besaß, konnten sich die Kinder füglich wundern über die Anziehungskraft des bedruckten Papiers auf die Erwachsenen. Es war die nicht hundert Seiten umfassende, aber alle dicken Kriegsbücher an Eindringlichkeit aufwiegende Erzählung, die *Vercors* «Le silence de la mer» betitelt hat. Unmittelbarer berührte uns kaum je eine Heldin als dieses namenlose französische Mädchen, das, aus demselben Holz geschnitten wie seiner Heimat Heilige und Helden, stumm anklagend und stumm liebend den abendlichen Monologen des deutschen Besatzungsoffiziers beiwohnt. Ihr beredtes Schweigen trägt die wunderbar menschliche, menschlich wunderbare Geschichte. Vor den Fenstern des alten Landhauses fällt lautlos der Schnee. Das Kaminfeuer beleuchtet warm die Bücher an den Wänden, die vielen, aus Frankreichs ewigem Geist geborenen Bücher. Es ist eine große, bestürzte Stille im Haus, und die Stimme des an den übernommenen Anschauungen langsam irrewerdenden, langsam zur Erkenntnis der erschütternden Wahrheit erwachsenden Musiker-Soldaten sinkt manchmal so tief, daß sie nur ein Bestandteil dieser Stille ist. Die Stimme wirbt, sie rechtfertigt und erklärt, und schließlich gibt sie zu. Scheinbar belanglose Züge werfen grelle Lichter auf den Nationalcharakter derer, die als Befreier hierhergekommen und aufrichtig erstaunt sind, nicht als solche aufgenommen zu werden.

Und weiter streift der suchende Finger über Leder, Leinwand und Pappe, zögert, hakt ein: Francis *Jammes*, Bruder der niedern Kreatur, es ist dein «Hasenroman», so groß und rein unter dem schlichten Titel. So voll Waldduft und Sonnensprenkel und Flügelrauschen und göttlicher Gnade. Freund Langohr ist ein waches und urweises Geschöpf, er weiß um die Feindschaft alles dessen, was sich rührt, und jeder Mißklang im Tonwerk der Natur rät ihm zur Vorsicht. Der Regen aber auf den Brombeerblättern ist ihm ein tröstliches Lied. Er liebt die gelben Stoppelfelder, das Spiegelbild der Erlen im stillen Wasser, das Wiegen der Halme und im Morgengrauen den Duft der Minze und des blauen Klees. Er liebt die Liebe zwischen Engelwurzdolden. Doch dieses ahnt er nicht, daß er wider alle Hasenvernunft einen Menschen lieben wird. Es naht über die Wiesen Bruder Franziskus. Für Traumeslänge, bis ihn die tödliche Kugel erreicht, wird er des Poverello treuster Anhänger und sein Bote zu den verlornen Paradiesen sein. Berauschendes Fließen der Sprache, welche so nah wie irgend möglich der Klarheit der ursprünglichen Dichtung kommt, jener Jammesschen «limpidité», welche keine noch so vollendete Uebertragung ganz zu wiedergeben vermag.

Durch *Bergengruens* «Rosenstock» ziehen die Imponderabilien der Seele wie Dunstschleier über Herbstwiesen. Es trifft Oktavien scheinbar keine Schuld daran, daß der spanische Rosenstock, Symbol der Liebe und Treue, aus seinem schneeweißen Holztopf gerissen und weggeworfen wurde. Aber ist nicht alles, was im Aeußern geschieht, ein vergröberndes Bild der Dinge, die sich in der Seele des Menschen ereignen? Auch Lysander, der ferne, ist durch ein unbewußtes Nachlassen der innern Kräfte am Unglück des Rosenstockes beteiligt. Denn er hat sich von Oktavien entfernt, nicht nur, wie die beiden zur Zeit der Trennung glaubten, um ihretwegen Reichtum und Würden zu erlangen, sondern um seinem Schicksal gegenübergestellt zu werden. Doch siehe, der Rosenstock blüht schöner und kräftiger noch in der Verbannung, und er erfüllt seine Bestimmung, ob auch alle äußern Umstände ihm zuwider sind. In der Treue versagt gar oft das schwache Menschenherz. Jedoch erst in der Vergebung vollendet sich die Liebe. O Bergengruen!

Und es sind ihrer noch Unzählige, die gelesen oder wiedergelesen sein wollen. Kleine Bücher sind wie kleine Blumen: man achtet ihrer nur aus gewissen Stimmungen heraus. Dann aber kniet man sich hin und sagt von einer jeden: das ist die schönste Blume, die ich sah. Ihre Zartheit soll nicht in die erdrückende Gemeinschaft des Straußes gezwängt werden. Man steckt sie sich ans Herz und trägt sie dort durch einen Tag, durch einen Sommer, durch ein Leben. Denn das ist es ja, daß die Blumen des Geistes nicht welken.

Marguerite Janson


R. BLEUER
LONGINES
Präzisions-Rekord 1945
in der Kategorie Armbanduhren
beim Observatorium in Neuenburg

Als Frau
legen Sie auf Ihre Erscheinung besondern Wert

GRIEDER *Bekleidung*
ist bekannt für gediegene Eleganz, tadellosen Sitz,
erstklassige Qualität und Verarbeitung.

Sie verschafft Ihnen die Gewissheit
gut angezogen zu sein
und schenkt Ihnen jenes herrliche Gefühl der Sicherheit,
das einen gesellschaftlichen Anlass für Sie
zum vollen Genusse werden lässt.

SEIDEN-GRIEDER

ZÜRICH
Paradeplatz

LUZERN
Schwanenplatz

Die Frau als Uebertr"ägerin des Erbgutes

...

Paracelsus: «Das Kind bedarf keines Gestirns und keines Planeten, seine Mutter ist sein Planet und sein Stern».

Die Erkenntnis der Bedeutung des mütterlichen Erbgutes für die Kinder, besonders die Söhne, setzt sich nur langsam gegenüber der aus patriarchalischen Zeiten übernommenen Auffassung durch, wonach man alles Wichtige von seinen Vätern ererbt habe. Nur in Mythos und Legende kamen von jeher die Mütter zu ihrem Recht, sei es auch nur im Sinne eines mystischen Einflusses wie bei Maria und dem größten Menschensohn. Unser Motto von Paracelsus ist sicher nicht bloß Ausdruck der einzigartigen Stellung der Mutter in der Umwelt des Kindes, ebensowenig wie der dringende Ruf Napoleon Bonapartes nach guten Müttern zum Aufbau einer Grande Nation. Wenn Goethe berichtet, er habe «vom Vater die Statur, des Lebens ernstes Führen, vom Mütterchen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren», so meint er damit zweifellos die entsprechenden erblichen Anlagen. In unzulässiger Verallgemeinerung seines eigenen Falles, wie er ihn sah, glaubte Schopenhauer dann gar, ein Naturgesetz gefunden zu haben, indem die Söhne ihren Charakter in der Hauptsache vom Vater, ihren Intellekt dagegen von der Mutter hätten, trotzdem mindestens ebenso häufig das Gegenteil zutrifft.

Rein eindrucksmäßig scheinen allgemein die Söhne ihre für den Erfolg im Leben entscheidenden Anlagen mehr von der Mutter und die Töchter vom Vater zu erben, doch liegt hierüber noch kein statistisch ausreichendes Material von zuverlässigen Beobachtungen vor. Noch wissen wir von der Vererbung geistig-seelischer Dispositionen ungleich weniger als von derjenigen auf körperlichem Gebiet; nach den zahlreichen und eingehenden Erfahrungen an eineiigen Zwillingen, den einzigen völlig erbgleichen Menschen, dürfen wir immerhin bestimmt annehmen, daß sich die Macht der Vererbung auch auf die psychische Veranlagung erstreckt, obwohl gelegentlich der eine Zwillingspartner im Rahmen einer gewissen Polarität gerade die entgegengesetzten Eigenschaften aufweisen kann wie der andere. Gegen die erwähnte Vererbung «übers Kreuz» («criss-cross») spricht zunächst die Tatsache, daß eine jede von den zirka 30 Billionen Zellen, aus denen unser Körper besteht, im Kern zu gleichen Teilen aus väterlicher wie mütterlicher Erbsubstanz gebildet ist; nämlich in jenen, den Runenstäbchen der Nornen vergleichbaren, paarig angeordneten Kernschleifen (Chromosomen), deren Zahl und Gestalt zu den charakteristischen Merkmalen einer Art (Species) gehört. Eine Ausnahme macht nur das besondere Chromosomenpaar, welches den geschlechtsbestimmenden Erbfaktor enthält; denn es setzt sich beim Mann, gleich wie bei der männlichen Bananenfliege (Drosophila), dem idealen Versuchstier der experimentellen Erbforschung, aus zwei stark ungleichen Paarlingen zusammen, von denen nur der eine, erheblich größere, die Geschlechtsanlage besitzt. Diesem letzteren entsprechen zwei durchaus gleichartige Chromosomen des Weibes, das in dieser Hinsicht deshalb stets reinerbig (homozygot) ist im Gegensatz zu dem bezüglich der Geschlechtsanlage mischerbigen (heterozygoten) Manne. Sobald sich bei der Befruchtung die Kerne von Ei und Samenfaden vereinigen, müssen durchschnittlich je zur Hälfte Söhne und Töchter entstehen, und zwar dann Söhne, wenn das kleine, sogenannte Y-Chromosom des Vaters mit einem der beiden sogenannten X-Chromosomen der Mutter zusammentrifft und Töchter, wenn dies mit seinem eigenen X-Chromosom geschieht. Die Verteilung des Geschlechts auf die Kinder stellt also eine Rückkreuzung dar, wie sie der geniale Augustinermönch Gregor *Mendel* schon 1865 bei seinen über 10000 Versuchen mit rein- und mischerbigen Erbsen u. a. herstellte und theoretisch richtig interpretierte. Hieraus ergibt sich eine Reihe von Möglichkeiten der Manifestation und latenten Uebertragung normaler sowie krankhafter Erbanlagen, wobei es zu einer gewissen «Uebers-Kreuz-Vererbung» kommt. Stecken solche im einen X-Chromosom der Frau, so können sie durch den anderen, davon freien Kernschleifenpartner kompensiert, d. h. wirkungslos gemacht werden, so daß das Merkmal bei der Trägerin latent bleibt; dieses wird erst offenbar bei denjenigen ihrer Söhne, die das behaftete X-Chromosom von ihr geerbt haben. Niemals kann ein Mann eine ans X-Chromosom gebundene Anlage von seinem Vater erben, da er sein X-Chromosom ja stets von der Mutter bezieht. Ein rotgrünblinder Mann wird deshalb nur dann in ihrem Farbensinn gestörte Söhne haben, wenn seine Frau UebertrTägerin dieser ziemlich häufigen Anomalie ist; in diesem Fall wird auch ungefähr die Hälfte seiner Töchter manifest befallen sein, eben jene, die der Vereinigung zweier entsprechend krankhaft veränderter X-Chromosomen entspringen. *Rotgrünblindheit* beim Weibe setzt demnach immer voraus, daß der Vater ebenfalls rotgrünblind war. Bekanntlich folgt auch die *Bluterkrankheit* (Hämophilie) dem selben Erbgang, doch sind auffallenderweise noch nie echte Bluterinnen gefunden worden, d. h. Frauen, bei denen wir beide

TRICOTS & JERSEYS
ALPINIT
RUEPP & CO. A.G.
SARMENSTORF
(SCHWEIZ)

Im Bett

«Was, Unfallversicherung? Nichts Unfallversicherung! Ich habe keinen gefährlichen Beruf, treibe keinen Sport, bin nicht gefährdet durch den Verkehr der Großstadt — wozu also eine Unfallversicherung?»

So reden Tausende, landauf, landab. Daß der Unfall überall lauert, wollen sie nicht wahr haben. — Tatsache aber ist, daß Sie sogar im Schlaf verunfallen können.

Ein Zürcher Rechtsanwalt liest vor dem Einschlafen den Leitartikel seiner Zeitung. In der Nacht erwacht er ob eines leichten Schmerzes: er hatte sich im Schlaf umgedreht, dabei war ihm eine Ecke der gefalteten Zeitung ins Auge geraten.

Am Morgen leicht empfindliches, gerötetes Auge. Besuch beim Augenarzt — nach zwei Tagen ist vermeintlich alles wieder gut. Drei Monate später tritt ein Rückfall ein: Das Auge beginnt zu tränen, und — um eine lange Sache kurz zu machen — der Rechtsanwalt muß sich einer Augenoperation unterziehen und drei Wochen im Spital verbringen.

*

Man sieht: eine Unfallversicherung ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit. Bezahlte Prämien sind nie fortgeworfenes Geld.

Bedenken Sie stets:

Es ist besser, eine Unfallversicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.

„ZÜRICH" Unfall

„ZÜRICH" ALLGEMEINE UNFALL- UND HAFTPFLICHT-VERSICHERUNGS-AKTIENGESELLSCHAFT

Direktion: Zürich, Mythenquai 2 Telephon 27 36 10

X-Chromosomen als mit der Bluteranlage behaftet annehmen müssen, weil alle ihre Söhne Bluter und alle Töchter latente Ueberträgerinnen (Konduktorinnen) sind; sie wären aus den sicher schon öfters vorgekommenen Ehen von Blutern mit Konduktorinnen zu erwarten, sterben aber wohl wegen der Lebensunfähigkeit ihrer Anlagenkombination schon im Mutterleibe ab. Die Beobachtung, daß die nur bei männlichen Individuen auftretende, oft todbringende Bluterkrankheit sich gewöhnlich über weibliche Linien forterbt, könnte mit Anlaß zu der altgriechischen Sage von der Pandora gegeben haben, die in ihrer Büchse alle Uebel auf die Erde gebracht haben soll. Sehr unheimlich wirkte sich eine ausgesprochene Bluteranlage bei den Nachkommen Königin Victorias von England aus, unter denen 7 deutsche und 2 spanische Prinzen sowie der letzte Zarewitsch von Hämophilie befallen waren, da diese gemeinsame Ahne unzweifelhaft Konduktorin war. Nicht selten jedoch läßt sich dieses verhängnisvolle Erbe einer Frau von ihrem hämophilen Vater herleiten, der sein defektes X-Chromosom ja auf seine sämtlichen Töchter überträgt. Nicht weniger als 30 von den nunmehr 47 Blutern aus dem von Tabita *Hoessly-Haerle* bearbeiteten großen Hämophilie-Herde von Tenna im Safiental gehen auf Töchter von Blutern zurück. Glücklicherweise sind die an die geschlechtsbestimmenden Kernschleifen gebundenen, sogenannt geschlechtsgekoppelten, schwer krankhaften Erbanlagen beim Menschen sehr selten.

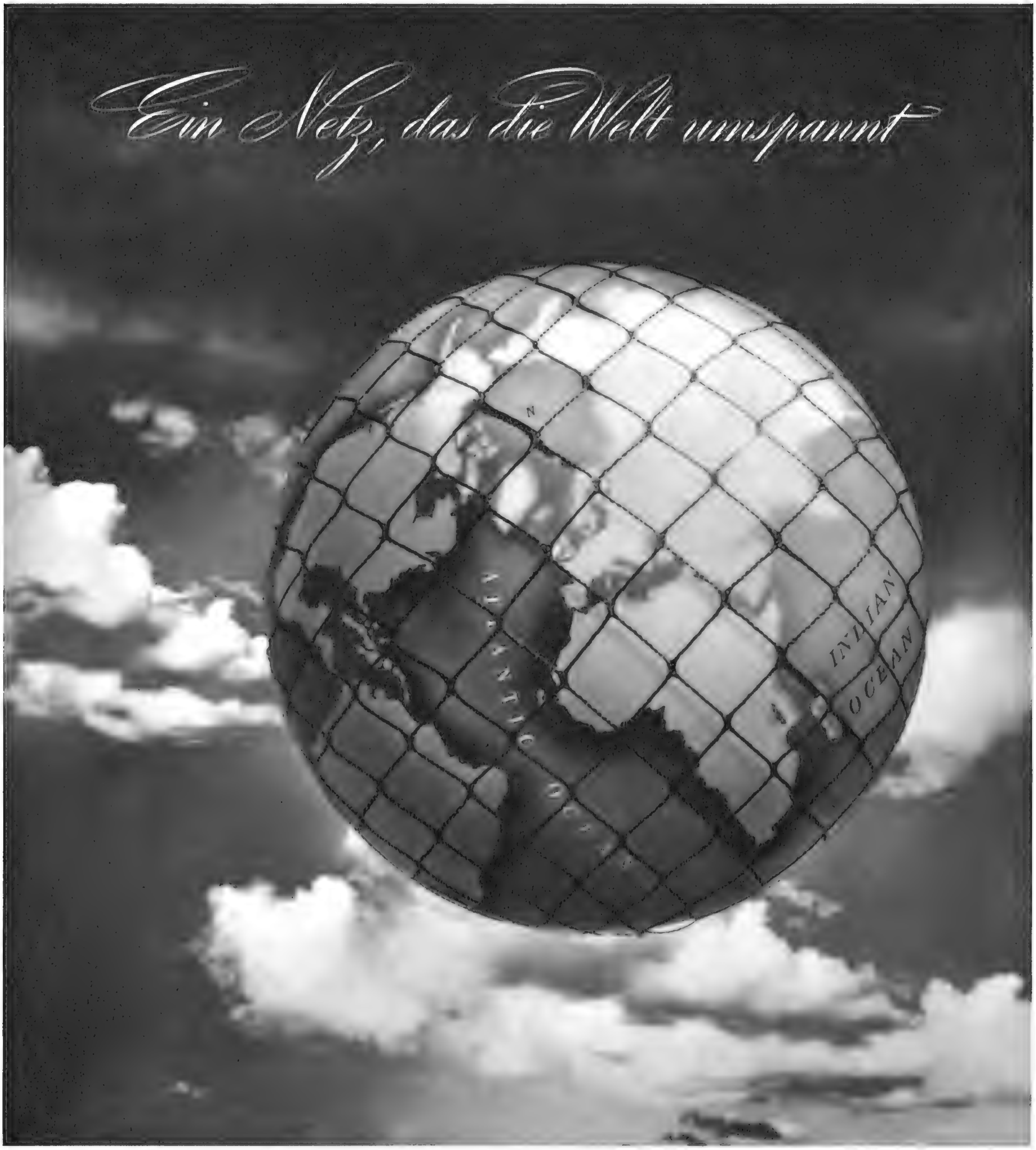
Nach diesem kleinen Abstecher in die Erbbiologie sei nun noch auf einige Tatsachen hinsichtlich der wichtigen Rolle der Frau als Ueberträgerin geistig-seelischer Veranlagung aufmerksam gemacht, obwohl wir dabei nicht mehr auf so sicherem Boden wissenschaftlicher Erfahrung stehen. Gegenüber unserer in einem früheren Heft dieser Zeitschrift erschienenen Betrachtung über «Vater und Sohn vom Gesichtspunkt der Vererbung aus» haben wir hier den Vorteil, daß im Gegensatz zu der immer häufiger werdenden Problematik der Vaterschaft, meist unbestritten ist, wer die Mutter einer uns interessierenden Persönlichkeit war. Dies gilt allerdings leider gerade bei *Paracelsus* nicht, von dessen Mutter bloß das gewiß ist, daß sie aus der Gegend von Einsiedeln stammte, nicht jedoch, daß sie jene Els Ochsner war, die allem nach in schizophrener Geistesumnachtung gestorben sein soll. Es würden immerhin manche Züge des ebenso genialen wie unausgeglichenen Lichtbringers und Umwerters nicht schlecht zu dieser Annahme passen. Hat doch auch das Genie *Alexanders des Großen* mit seinem unerhörten Tatendrang seine Wurzel nicht nur in den hervorragenden Talenten seines Vaters, *Philipp von Mazedonien*, sondern ganz wesentlich in der Mutter, der schönen und gescheiten, aber verbrecherisch herrschsüchtigen *Olympias*. Aehnlich verdankt wohl auch *Byron* seiner hochbegabten, jedoch psychopathisch-exzentrischen Mutter ebenfalls manche fördernden wie hemmenden Geistesanlagen.

Wie viele Frauen, denen es trotz hoher und vielseitiger Begabung nicht vergönnt war, aus ihrem häuslichen Wirkungskreis herauszutreten, sind erst durch die ahnungsvolle Verehrung ihrer großen Söhne bekanntgeworden! So hat Heinrich *Pestalozzi* sein entscheidendes Erbe außer von seiner eigenen Mutter, von seines Vaters Mutter ererbt: letztere, Dorothea *Ott*, hatte nämlich jene drei wissenschaftlichen Berühmtheiten in Pestalozzis Ahnentafel, die Professoren Hans Heinrich *Ott*, Hans Jakob *Wolf* und Heinrich *Hottinger* als Groß- bzw. Urgroßväter; Pestalozzis Mutter, Susanna *Hotz*, aus einem Wädenswiler Bauerngeschlecht, hat zwar keine illustren Ahnen, doch geht aus dem Ansehen und Rang zweier ihrer Neffen klar hervor, wieviel der große Pädagoge auch von dieser Seite geerbt haben mag. War doch der eine, Dr. med. Johannes *Hotze*, ein weit über sein Vaterland hinaus bekannter Arzt und der andere jener in Oesterreich zum Generalfeldmarschall und Freiherrn aufgestiegene Friedrich *v. Hotze*, der 1799 nach der Schlacht bei Zürich in einem Gefecht bei Schänis gefallen ist.

Zum Schluß ein Beispiel aus Englands Geistesaristokratie, das beweist, wie recht *Plato* hatte, als er — wie übrigens viel später sogar sein pessimistischer Kollege Arthur *Schopenhauer* ebenfalls — selbst die Verwirklichung eines glücklicheren Zeitalters für möglich hielt, wenn die im besten Sinne «Wohlgeborenen» sich zusammenfänden und ausbreiteten, statt sich von den Minderwertigen überwuchern zu lassen. Der bereits bahnbrechende Naturforscher Erasmus *Darwin*, 1731—1802, hatte aus zwei Ehen mit je einer vielseitig begabten Frau zusammen 12 Kinder; darunter aus erster Ehe einen Sohn, welcher der Vater von *Charles Darwin*, dem Begründer der Abstammungslehre wurde, aus zweiter eine Tochter, welche die Mutter von *Francis Galton*, dem mindestens ebenso hervorragenden und verdienstvollen Pionier der menschlichen Erblehre und Rassenhygiene (Eugenik) wurde. *Galton* wies u. a. nach, wie nahe — sowohl über mütterliche als väterliche Linien — die meist aus kinderreichen Ehen stammenden großen Männer Britanniens miteinander verwandt waren, und sein Nachfolger *Pearson* betonte hiezu, daß von der Lehre, die man aus dieser Erkenntnis ziehe — so hart sie auch für die rein demokratische Weltanschauung sein möge — das Schicksal der Völker entscheidend abhänge.

Mehr aber als durch die Köpfe der Männer sollte das Geschick der Menschheit bestimmt werden durch die Herzen der Frauen, die ja dem Schoß der Allmutter Natur viel näher stehen.

Prof. Dr. med. Ernst Hanhart



Ω Es handelt sich um ein symbolisches Netz, das von nahezu 100000 Uhrengeschäften gebildet wird, die sich auf die ganze Welt verteilen. Hunderttausend Uhrmacher, die ein gemeinsames Streben verbindet, das Streben nach bestmöglicher Befriedigung ihrer Kundschaft: Hunderttausend Uhrmacher, die aus diesem Grunde Omega-Uhren führen und Omega-Uhren empfehlen. — Langsam öffnen sich unserer Jugend die Tore der Welt. Wohin sie auch ziehen mag, überall findet sie — für ihre Omega — den Service des guten Fachmannes, des Omega-Vertreters.

OMEGA

My home is my castle...

Schuster

Teppiche | Vorhang- und Möbelstoffe | Linoleum

Zürich, Bahnhofstraße 18 | St. Gallen, Multergasse 14

embru

Embru-Werke A.G., Rüti (Zürich)

Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa

Zürcher Erinnerungen einer Russin

•••

In der Geschichte der Frauenbewegung spielen die Hochschulen von Zürich und Bern eine wichtige Rolle. Sie hatten als erste, neben einigen französischen Universitäten, die Kühnheit, gegen alle Proteste konventioneller Gemüter und sogar gegen den Zorn einzelner mächtiger Regierungen den Frauen freien Zugang zum Hochschulstudium zu gewähren. Wir finden heute nicht mehr viele, die noch mit eigenen Augen sahen, wie in den siebziger Jahren von allen Seiten die ersten Studentinnen in die Schweiz strömten: die meisten glühend von Weltreformerplänen erfüllt, andere einfach auf der Suche nach einer Möglichkeit, sich auf einen eigenen Beruf vorzubereiten. Unter diesen befand sich auch die Verfasserin der hier aus dem Manuskript mitgeteilten Erinnerungen. Sie war als Tochter eines Ministerialbeamten aus dem Landadel in Moskau aufgewachsen und hatte dort durch eine Schwester der ersten akademisch ausgebildeten Aerztin die Kunde von den freien Bildungsmöglichkeiten in der Schweiz vernommen. Im Jahre 1872 zog sie nach Zürich, studierte hier zunächst die ihrer Familie harmloser erscheinenden Naturwissenschaften, ging dann aber, dem innersten Drang folgend, zur Medizin über. Später ließ sie sich als Aerztin in Zürich nieder. Ihre Erinnerungen geben einen lebendigen Begriff von der Pionier-Situation der studierenden Frau von 1870. *Bx.*

ERSTE BEGEGNUNGEN MIT AUSLÄNDERN UND SCHWEIZERN

An einem strahlenden Frühlingsmorgen des Jahres 1872 kamen wir in Zürich an und fuhren nach dem Hotel Storchen am Weinplatz. Am Limmatquai war gerade Markt. Den ganzen Weg entlang und auf der Gemüsebrücke standen Bauersfrauen, manche in der kleidsamen Landestracht, mit ihren Ständen und Körben voller Gemüse und Frühlingsblumen; alles strahlte und leuchtete an der Sonne: der blaue Himmel, das klare Wasser der Limmat und im Hintergrund die noch bis tief herab mit Schnee bedeckte Alpenkette. Für uns an die gedämpften Töne des Nordens Gewöhnten ein wundervoller Anblick. Das Hotel Storchen war weder so groß noch so elegant wie das Petersburger am Newski Prospekt oder das Berliner Unter den Linden, dafür aber um so gemütlicher. Weil die Russen damals als gute Zahler galten, bekamen wir die schönsten Zimmer, zwei Schlafzimmer und einen Salon mit den Fenstern gegen die Limmat. Mit ihren weißgetäfelten Wänden und gestickten St.-Galler Tüllvorhängen sahen sie recht hell und freundlich aus.

Zuallererst wollten wir uns über die Immatrikulation und die Wohnungsverhältnisse erkundigen und suchten deshalb ein Fräulein Lubatowitsch auf, die bereits seit drei Semestern in Zürich studierte und deren Adresse ich von ihrer Schwester in Moskau erhalten hatte. Sie wohnte in Fluntern in einer Studentenpension. Wir trafen sie in Gesellschaft anderer Studentinnen in einem Bohèmemilieu. Man diskutierte überlaut, trank Tee und rauchte Zigaretten. Die meisten gehörten zum Typus der emanzipierten Frau, die durch ihre äußere Erscheinung und ihr herausforderndes Benehmen ihre Gesinnung ostentativ zur Schau trug. Sie hatten kurze Haare (zwar noch keine Bubiköpfe, die erst 50 Jahre später Mode wurden), kurze, schmucklose Kleider, und auf der Straße einen Matrosenhut und einen nachlässig übergeworfenen Schal. Kein Wunder, wenn sie in Zürich Aufsehen und Anstoß erregten und auch im Ausland die Ansicht verbreitet war, alle Studentinnen seien emanzipiert und burschikos. Als eine von ihnen einmal in einem roten russischen Kittel und hohen Stiefeln in der Tonhalle erschien und dazu noch Zigaretten rauchte, bedeutete das für das kleinstädtische Zürich eine Sensation, die beim Kaffeeklatsch und am Stammtisch in verschiedenen Variationen und Tonarten verhandelt wurde. Weil wir in der Droschke ankamen und modern gekleidet waren, hielt man uns für Aristokratinnen und suchte uns durch Mißachtung der üblichen Umgangsformen zu imponieren. Es ist begreiflich, daß meine Mutter eine solche Gesellschaft für mich nicht passend fand und mich lieber in einer Privatfamilie als in einer Studentinnenpension wissen wollte.

Unser nächster Besuch galt dem damaligen Rektor der Universität, dem Theologieprofessor Alexander Schweizer, an den wir von einem Moskauer Dozenten einen Empfehlungsbrief hatten. In seinem Patrizierhaus an der Stadelhoferstraße empfing uns ein überaus höfliches, korrektes Dienstmädchen in weißer Schürze und führte uns in einen vornehm ausgestatteten Salon. Die Einrichtung bestand aus einem grünen Plüschameublement, einem Sofa, zwei Fauteuils und zwei Rollstühlen, die um einen glänzend polierten Nußbaumtisch gruppiert waren. Zwischen zwei Fenstern, auf einer antiken Kommode, stand unter einer Glasglocke eine bronzene Uhr mit einer Ritterfigur und daneben etliche Familienporträts, darüber hing ein großer Spiegel in vergoldetem Rahmen. An der gegenüberliegenden Wand war ein Glasschrank voller Porzellantassen und Nippessachen; dies war, wie ich später feststellen konnte, die damals übliche Einrichtung des Salons eines vornehmen Hauses.

Der Professor, eine vornehm stattliche Erscheinung, mit dem Charakterkopf eines Gelehrten begrüßte uns höflich und steif. Erst als er erfuhr, daß ich nicht Medizin, sondern Naturwissenschaften studieren würde und von einer Gesellschafterin begleitet sei, wurde er etwas zugänglicher und gab

Sie suchte seit Monaten in allen Zeitungen —

Sie suchte seit Monaten in allen Zeitungen — selbstverständlich Hausangestellte! Die Einmachzeit stand vor der Tür . . . Und schließlich gab sie's auf, wirtschaftete allein, ohne einzumachen, kaufte das erstemal, soweit man sich in diesem Hause besinnen mag, Konserven — «Stalden» zufällig — und stellte fest:

Stalden

Konserven und Konfitüren . . .

doch ganz genau

wie aus der eigenen Küche

uns die Adresse von zwei Fräulein Landolt an der Freienstraße, die nur wenige Pensionäre annahmen. Zur Immatrikulation erfuhren wir von ihm, daß dazu nur von Kantonsbürgern ein Maturitätszeugnis verlangt werde, während für Schweizer anderer Kantone und für Fremde nur ein Leumundszeugnis notwendig sei. Später vernahm ich, daß diese ungleichen Bestimmungen unter den einheimischen Studenten große Unzufriedenheit hervorriefen. Sie fanden sich benachteiligt und befürchteten, durch die weiblichen Studierenden von den besten Plätzen in den Hörsälen und bei den praktischen Uebungen verdrängt zu werden. Als nun die Anzahl der russischen Studentinnen ständig zunahm und im Winter 1872 bereits 54 betrug, verschärfte sich die Lage immer mehr. Es kam zu offenem Streit unter den Studenten und zu unangenehmen Differenzen zwischen den männlichen und weiblichen Studierenden. Deshalb gelangte im Januar 1872 die permanente allgemeine Studentenversammlung an den akademischen Senat, mit dem Gesuch um Erlaß einer Verordnung, wonach Frauen nur mit Maturitäts- oder entsprechenden Zeugnissen zum Studium zugelassen werden sollten. Der Senat befürwortete zwar das Begehren, die Regierung dagegen lehnte es ab, weil sie nicht befugt sei, gesetzlich geordnete Verhältnisse durch ein Reglement abzuändern, und weil der vorliegende Entwurf dem Grundsatz der Freiheit, die Förderung des Frauenstudiums und die Gleichheit vor dem Gesetz verletze, da es ausländische Studentinnen ungünstiger stelle als ausländische Studenten. Dank diesem liberalen Standpunkt der Zürcher Behörde wurde ich samt einer Anzahl anderer Russinnen anstandslos immatrikuliert. Es war die erste offizielle Handlung, an der ich teilnahm, und es war mir recht feierlich, aber auch etwas beklommen zumut, als ich vor den Rektor magnifikus trat und ihm mit Handschlag das Gelöbnis gab.

Neben verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern hatte ich bei Professor Meyer, genannt Knochenmeyer, auch ein Anatomie-Kolleg belegt, in der Hoffnung, später doch Medizin studieren zu dürfen. Voller Eifer und Wissensdrang eilte ich nun mit meiner Mappe in die Hochschule. In den ersten Tagen war es mir etwas bang zumute beim Betreten eines vollbesetzten Auditoriums. Die neugierigen Blicke der Studenten und ihr abweisendes Verhalten uns gegenüber waren mir sehr peinlich und befremdend, da ich vorher an ein anderes Benehmen von Herren mir gegenüber gewöhnt gewesen war. Auch die Anpassung an ganz veränderte Lebensverhältnisse fiel mir überhaupt schwerer, als ich es mir vorher gedacht hatte. An der Hochschule, unter den vielen fremden Menschen, fühlte ich mich recht einsam und verlassen. Die Freiheit hatte ich mir zwar errungen, mußte mich aber an die Selbständigkeit erst gewöhnen, was mir, dem wohlbehüteten jungen Mädchen, nicht so leicht fiel.

MARIE HEIM-VÖGTLIN

Die erste Schweizer Studentin Marie Vögtlin, eine Pfarrerstochter, wurde im Jahre 1868 immatrikuliert und hatte, als ich nach Zürich kam, ihr Studium bereits beendet; so ergab sich damals keine Gelegenheit, sie näher kennenzulernen. Nach bestandenem Staatsexamen und weiterer Ausbildung in Leipzig und Dresden eröffnete sie als erste Schweizer Aerztin ihre Praxis in Zürich und verheiratete sich bald darauf mit Albert Heim, Professor der Geologie an der Universität. Wenn Frau Dr. Heim schon nach kurzer Zeit eine ausgedehnte Praxis gewann, so hat sie es ihrer beruflichen Tüchtigkeit ebensosehr wie ihrer Herzensgüte zu verdanken; denn den Kranken war sie Aerztin, Beraterin und Fürsorgerin zugleich.

Ein großes, bleibendes Verdienst hat sich Frau Dr. Heim erworben, da sie als erste die Notwendigkeit geschulter Pflegerinnen für Wöchnerinnen und Kleinkinder richtig erkannte und durch ihre Initiative und tatkräftige Hilfe zur Errichtung der Schweizerischen Pflegerinnenschule in Zürich, deren Mitbegründerin sie war, wesentlich beigetragen hat. Manch ärztlicher Kollege mag sie um den ständigen Zustrom von Kranken damals beneidet haben, und einer von ihnen schrieb in einer Zeitung: «Zur Zeit ist Frau Dr. Heim Mode.» Es war aber keine Mode, sondern der beste Beweis, daß eine Frauenärztin einem Bedürfnis entsprach.

UMGÄNGLICHE UND ANDERE KOMMILITONEN

Mit der Zeit gestalteten sich unsere Beziehungen auch zu anderen Kolleginnen recht angenehm und freundschaftlich; zwischen uns und den Schweizer Studenten hingegen bestand kein kameradschaftlicher Verkehr. Galanterie erwarteten und wollten wir von ihnen nicht, sie waren aber nicht nur abweisend, sondern vielfach unhöflich, sogar ruppig. Es fehlte uns eben vollständig an gegenseitigem Verständnis. Unsere Selbständigkeit, unsere Lebhaftigkeit war ihnen vollkommen fremd, da sie im Gegensatz zu der schlichten Bescheidenheit der Zürcherinnen stand, die auf den engen Familienkreis angewiesen blieben, während die Männer die freie Zeit in den Wirtschaften zubrachten, wo sich das gesellige und politische Leben der Stadt abspielte.

Wir dagegen erwarteten, bei der Jugend der freien Schweiz sowie bei der russischen sogenannten Intelligenz Verständnis und Ermunterung für unsere Bestrebungen nach höherer Bildung und Gleichberechtigung zu finden, stießen aber auf entschiedene Gegnerschaft. Wir waren ent-

Die Jubiläumsuhren von Rolex sind Spitzenleistungen der schweizerischen Uhrmacherkunst

Rolex Perpetual de Luxe, die Jubiläumsuhr für Damen

Elegantes Modell aus 18 Kt. Gold. Staub- und puderdicht, vollautomatischer Aufzug. Mit drei verschiedenen Bändern zum Auswechseln. In eleganter Kassette aus Maroquinleder, als Schmuckkästchen verwendbar.

Preis mit zwei Lederbändern und einem Seidenkordelband Fr. 825.—
Mit 18 Kt. Goldband Fr. 1425.— alles inbegriffen.

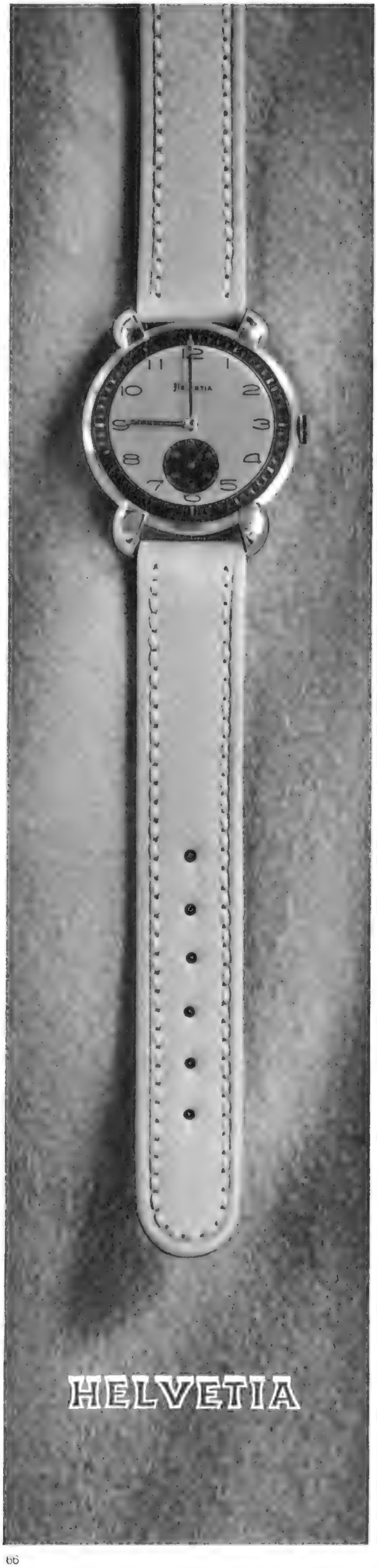
Rolex-Datejust, die Jubiläumsuhr für Herren

Dauernd wasserdichtes Oyster-Gehäuse aus 18 Kt. Massivgold, Automatischer Perpetual-Aufzug, selbsttätige Datumangabe, Chronometerwerk mit offiziellem Gangschein, „Besonders gut". In Kassette aus Maroquinleder.

Mit 2 Lederbändern Fr. 1450.—
Mit 18 Kt. massiv Goldband Fr. 2500.— alles inbegriffen.

ROLEX

MONTRES ROLEX S.A. GENÈVE



Die gute Uhr
Die Schweizer Marke

schieden fleißiger als die couleurtragenden unter unseren männlichen Kommilitonen, was sie selber zugeben mußten; sie fanden es sogar ganz begreiflich, weil die Damen ja nicht zum Früh- und Abendschoppen zu gehen brauchten und keinen Anlaß hätten, morgens mit einem Kater zu erwachen. So kam es z. B. beim mikroskopischen Kurs zuweilen vor, besonders an einem heißen Sommernachmittag, daß, nachdem die Herren den Saal verlassen hatten, um ihren Durst zu stillen, wir allein zurückblieben, und Professor Frey sich bei der Anrede auf «Meine Damen» beschränken mußte.

Ausnahmen gibt es aber bekanntlich immer. So waren unter den Studenten auch einige, die sich uns gegenüber kameradschaftlich verhielten. Zu denen gehörte vor allem Theophil Mende, der wahrscheinlich vielen Zürchern als ein vielbeschäftigter und geschätzter Arzt noch in guter Erinnerung ist. Seine Bekanntschaft machte ich im Anatomie-Kolleg von Professor Meyer, dessen Assistent er war, als er uns nach der Vorlesung bereitwillig Skelett und Knochen zeigte und erklärte.

Ganz anders als das Benehmen der Hochschulstudenten war das der Polytechniker uns gegenüber. Wir hatten Gelegenheit, sie kennenzulernen, weil es uns freistand, naturwissenschaftliche Fächer im Polytechnikum zu besuchen. Da der Professor der Physik und auch die Apparate dort besser waren, belegte ich dieses Fach im sogenannten Vorkurs, der den fremden Schülern zur Vorbereitung diente.

Die Studierenden stammten aus den verschiedensten Erdteilen und Ländern, man sah unter ihnen allerlei Typen und hörte allerlei Sprachen. Die meisten waren ganz junge Burschen, für die die weiblichen Studierenden eine interessante Neuheit darstellten, die ihnen willkommenen Stoff zur Unterhaltung und Belustigung bot.

DIE HOHE RUSSISCHE POLITIK GREIFT EIN IN ZÜRICH

Ein unerwartetes Ereignis machte unserem Studium in Zürich ein jähes Ende. Es war am 4. Juni 1873, als die Abendzeitungen ein Telegramm aus Petersburg über einen «Ukas» (Befehl) der russischen Regierung brachten, der den russischen Frauen nach dem 1. Januar 1874 das weitere Studium in Zürich unter der Androhung verbot, daß sie in der Heimat weder zur Prüfung noch zu einer Beschäftigung an einer staatlichen Anstalt zugelassen würden. Man macht sich kaum eine Vorstellung von der Aufregung und Bestürzung, die diese Nachricht unter uns hervorrief. Oberstraß und Platte, Zürichs «Quartier Latin», glichen an diesem schönen Sommerabend einem aufgewühlten Ameisenhaufen. Eiligst suchte man befreundete Kolleginnen auf; überall bildeten sich aufgeregte Trupps, überall hörte man die gleichen Fragen: «Haben Sie es gelesen, haben Sie es gehört?» Den ganzen Abend füllte eine aufgeregte Menschenmenge die Säle des russischen Hauses und der Bibliothek; erst später, nach Mitternacht legte sich der allgemeine Aufruhr. — Einige Tage darauf wurde der Ukas in den Zeitungen im Wortlaut veröffentlicht. Die Regierung begnügte sich nicht, als Grund des Verbotes die Teilnahme der Studentinnen an der revolutionären Bewegung anzugeben, sie beschuldigte sie eines unsittlichen Lebenswandels, behauptete sogar, daß einige dieser russischen Mädchen so niedrig gefallen seien, daß sie speziell denjenigen Teil der Geburtshilfe studierten, welcher in allen Ländern vom Kriminalgesetz und der Verachtung ehrlicher Leute verfolgt wurde. Eine derartige Verleumdung, die uns aufs tiefste verletzte und empörte und gleichzeitig dem Ansehen der Zürcher Hochschule schadete, bewog den akademischen Senat, in seiner Sitzung vom 11. Juni 1873 dagegen zu protestieren.

Der damalige Rektor Georg von Wyß ließ dem Regierungsrat eine Eingabe zukommen, die durch Vermittlung des schweizerischen Bundesrates an die russische Regierung weiterbefördert werden sollte und worin die wirklichen Verhältnisse dargelegt und die schweren Beschuldigungen abgelehnt wurden. Die von Erziehungsdirektor Lieber und Staatsschreiber Gottfried Keller unterzeichnete Zuschrift an den Bundesrat wurde aber vom Eidgenössischen Politischen Departement, wahrscheinlich um diplomatische Konflikte zu vermeiden, nicht weiterbefördert.

Mit Empfehlungsbriefen von unseren Zürcher Professoren Meyer und Frey versehen, begaben wir uns am Anfang der Ferien zunächst nach Prag und erlebten unterwegs eine lustige Reiseepisode.

In München stiegen zwei Studenten, die in die Ferien heimreisten, in unser Coupé. Es waren fröhliche, liebenswürdige Jünglinge, und es stellte sich bald eine lebhafte Unterhaltung zwischen uns ein. Als sie erfuhren, daß wir aus Zürich kamen, rief einer: «Sie wohnen in Zürich, dort sollen Frauen studieren! Man hört ja allerhand über diese Studentinnen; sie seien so burschikos, schneiden die Haare ab, tragen kurze Kleider und rauchen sogar Zigaretten, ist denn das alles wahr?»

Wir verständigten uns mit raschen Blicken, dann antwortete meine Schwester: «Das stimmt teilweise schon, nur ist gar nichts Schlimmes dabei; kurze Haare sind viel bequemer und Schleppen passen doch gewiß nicht in Laboratorien und Kliniken; was die Zigaretten betrifft, so rauchen in Rußland Damen der besten Gesellschaftskreise.»

Darauf entstand eine lebhafte Diskussion über die Frauenemanzipation im allgemeinen, wobei die Studenten die uns zur Genüge bekannten Ein-

Jetzt nach der Rückkehr der **Esso** *Produkte ...*

IST ES EIN LEICHTES, IHREN WAGEN *besser* ZU PFLEGEN

STANDARD - MINERALOELPRODUKTE A. G.
ZUERICH

Nachdem die bewährten Esso-Produkte wieder zur Verfügung stehen, brauchen Sie, wie früher, Ihr Auto nur einem Garagisten, der Esso-Produkte verkauft, anzuvertrauen. Sie haben dann die Gewähr, dass die mechanischen Teile Ihres Wagens wirksam gegen Abnützung geschützt sind.

Sie verlangen von Ihrem Auto auch im Winter Zuverlässigkeit ! Um mechanische Störungen zu vermeiden, sind notwendig:

* *Oelwechsel ...* mit **Essolube** DAS GUTE OEL FUR GUTE FAHRT

Nach dem Sommer hat das alte Oel einen Teil seiner Schmierkraft eingebüsst. Es kann dem Motor nicht mehr ausreichenden Schutz bieten und muss vor Eintritt der kalten Jahreszeit ersetzt werden. Lassen Sie bei Ihrem Garagisten den Oelwechsel vornehmen und verlangen Sie Essolube, das Oel, das sich bewährt hat.

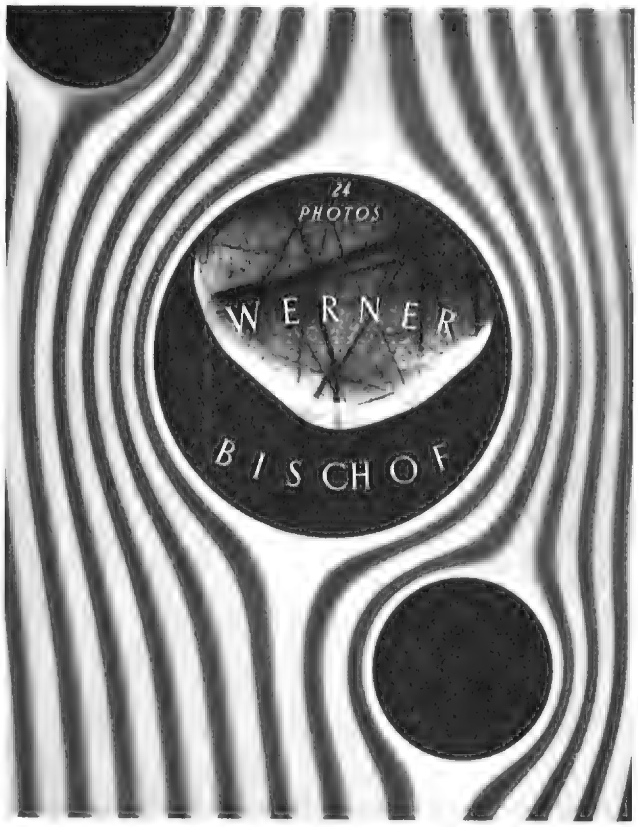
* *Oelwechsel* des Getriebes und Differentials mit **Esso XP Compound** **Esso Gear Oil**

Diese Esso-Produkte wurden eigens für diese Zwecke, unter Berücksichtigung der an sie gestellten hohen Anforderungen, geschaffen. Die Marke Esso bürgt für deren Güte.

EN GROS WEYERMANN + CO ZÜRICH

NEUERSCHEINUNG

«Werner Bischof, 24 Photos», Kunstmappe, kartoniert, enthaltend 23 Photoreproduktionen, lose, und Titelbild, 23,5 × 30,5 cm, hochglanz, schwarz, kartonstark, mit Einleitung von Manuel Gasser. Preis Fr. 24.65.



Manuel Gasser von der WELTWOCHE schreibt in seiner Einleitung zu den «24 Photos von Werner Bischof»: Die 24 Arbeiten, welche Werner Bischof hier den Liebhabern schöner Dinge vorlegt, sind nicht nur die Summe seines Könnens, sondern zugleich auch ein Abschluß und Abschied. Der Mann, der oft stundenlang an einem Schneckenhaus, an einer Muschelschale schmirgelte und polierte, um den gewollten Grad durchschimmernder Weiße zu erhalten, der Mann, der sich auf die feinsten Kunstgriffe verstand, um Licht und Schatten sich gefügig zu machen, der Mann, der den leisesten und zartesten Dingen nachspürte wie nur je ein Dichter und Träumer —, dieser Mann schob eines Tages alles, was er konnte und erreicht hatte, beiseite, setzte sich in einen Jeep und fuhr in die vom Krieg verwüstete und geschändete Welt: nach Deutschland, nach Holland, nach Norditalien. Um zu photographieren. Um auf eine neue Art etwas Neues auszusagen. Bevor er sich aber diesem Neuen auslieferte, warf er einen Blick zurück auf das, was er in den 10 Jahren geschaffen hatte. Und aus den vielen tausend Bekenntnissen zu den Schönheiten einer friedlichen und behüteten Welt wählte er zwei Dutzend aus. Hier sind sie. Ich glaube, es erübrigt sich, mit groben Worten das zu wiederholen, was hier unnachahmlich zart und vorsichtig bereits gesagt ist. Es scheint mir, jede Beschreibung, jedes Lob müßte wirken wie der Hauch, der auf einen Silberspiegel fällt; auf einen Silberspiegel, welcher schöne Menschen, Tiere, Blumen, Landschaften und Dinge exakt und zugleich unwirklich, surreal wiedergibt. Denn so paradox es klingt: der Surrealismus hat sich — bei uns wenigstens — nirgends eindeutiger verwirklicht als in der scheinbar realsten aller Kunstarten, in der Photographie.

IM VERLAG L. M. KOHLER

BERN

wände geltend machten; dann meinten sie schließlich, ihnen könne es ja gleich sein, sie seien aber froh, daß es in München keine Studentinnen gebe.

Als sie ihr Reiseziel erreichten, dankten sie sehr für die angenehme Gesellschaft und überreichten uns beim Abschied ihre Visitenkarten. Wir taten desgleichen; ganz verblüfft lasen sie «stud. med.». «Was», riefen sie, «ist das möglich, Sie sind Studentinnen? Dann wollen wir alles widerrufen, was wir über sie gesagt haben, nur bitte nehmen Sie es uns ja nicht übel.» Wir beruhigten sie darüber, sprachen aber die Hoffnung aus, daß sie, nachdem sie Studentinnen kennengelernt hätten, ihre voreingenommene Meinung ändern würden, was sie unter lebhaften Beteuerungen versprachen.

Virginie Schlikow

Wie kommt man unter die Haube?

Ratschläge einer Amerikanerin

•••

Die meisten Frauen haben den Wunsch, zu heiraten. Oeffentlich und im privaten Kreis erklären sie die Ehe als ihr Ziel. Aber obwohl in den USA. auf 100 Frauen 99,7 Männer entfallen, vermählen sich daselbst bloß 61% aller Frauen. Das ergibt 13 Millionen «Ueberzählige», die ohne rechte Ueberzeugungskraft von ihrer tapferen Unabhängigkeit reden.

Nach der Meinung erfahrener Eheberater ist dies eine unsinnige Situation — einige wenige Maßnahmen genügen ja eigentlich, um fast jede Frau zu einer ernstlichen Eheanwärterin zu machen. Glücklicherweise kommt es auf die Geschicklichkeit, nicht auf die Gunst des Zufalls an.

Nehmen wir an, Sie seien eine aufgeweckte, gesunde, verständige junge Frau. Sie wissen, wie man sich kleidet und wie man sich zur Geltung bringt. Sie verstehen die richtige Gabel zu wählen und unterhaltsam zu plaudern. Sie sind ferner einigermaßen mit den Tatsachen des Lebens vertraut und haben eine normale Einstellung zu den geschlechtlichen Dingen. Während mehrerer Jahre haben Sie zugeschaut, wie Ihre Freundinnen, zuerst die ältern, dann die jüngern, einen Gatten fanden, und Sie fangen an, sich zu fragen, wann die Reihe an Sie kommen werde. Sie haben sich sogar in statistische Zahlen vertieft und herausgefunden, daß Ihre Möglichkeiten mit jedem Tag abnehmen, denn die meisten Eheschließungen entfallen auf das Alter von 23 Jahren bei der Frau.

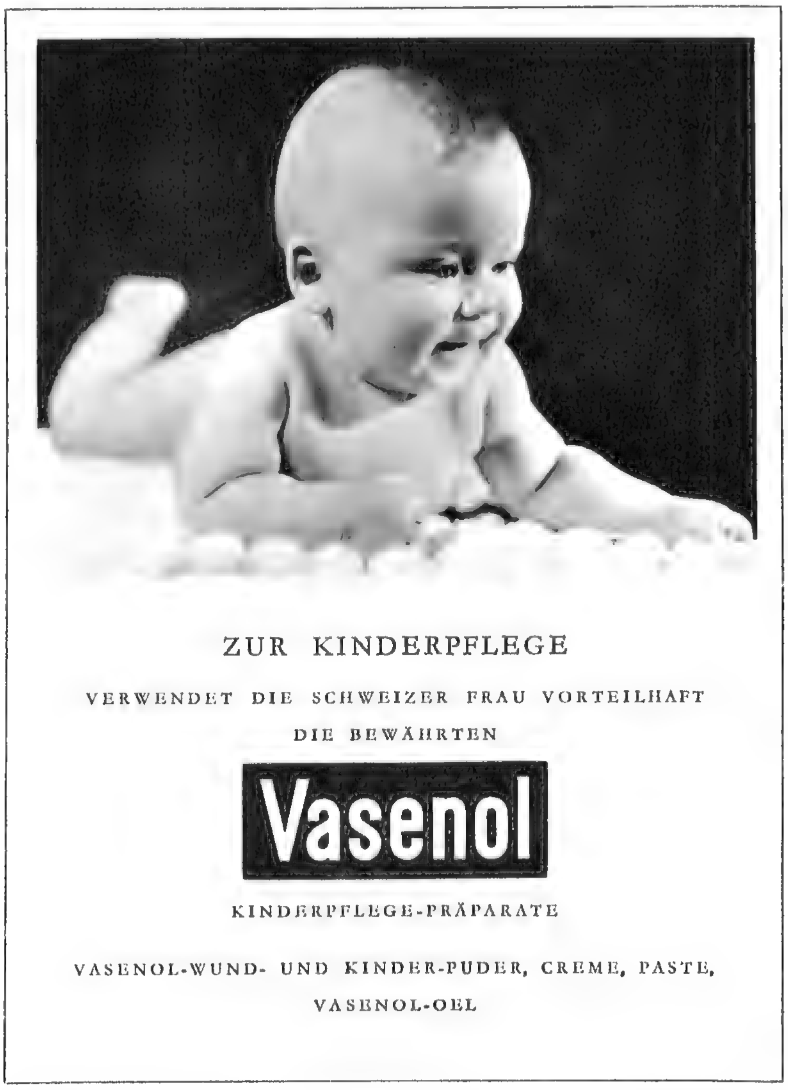
In diesem Zeitpunkt stehen Ihre Aussichten, noch im gleichen Altersjahr zu heiraten, 1 : 5; bis Sie 32 sind, sind sie auf 1 : 13 gesunken. Im Durchschnitt kann ein Mädchen von 23 Jahren mit einer Sicherheit von 3 : 4 erwarten, daß es einen Ehepartner finden werde. Zum Unglück vergrößert sich mit den fortschreitenden Jahren der Altersunterschied zwischen Braut und Bräutigam. Der Mann von 26 heiratet ein 3 Jahre, der von 45 ein 6 Jahre jüngeres Mädchen. Wer also um die Dreißig ist, lebt, statistisch genommen, in einem matrimonialen Niemandsland. Indessen brauchen Sie die Hoffnung nicht aufzugeben — Sie müssen bloß den Kampf gegen das Gesetz der Wahrscheinlichkeit mit aller verfügbaren fraulichen Intelligenz und Tatkraft aufnehmen.

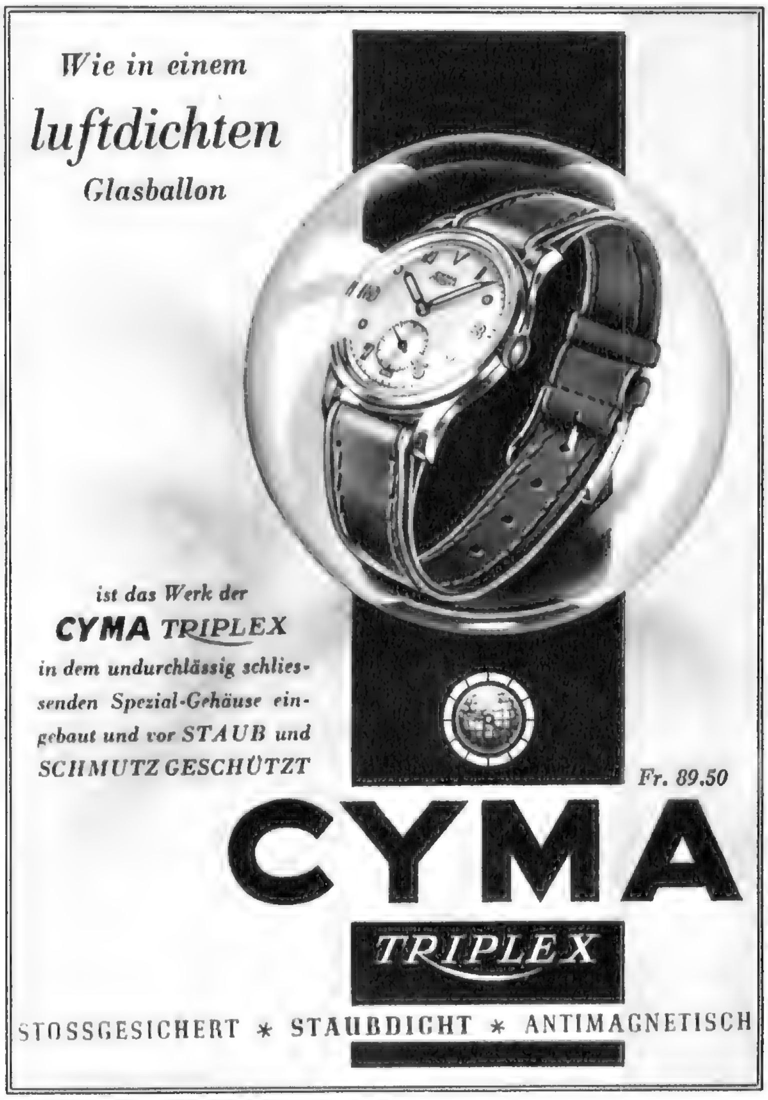
Der erste Schritt in Ihrer Kampagne: entwerfen Sie ein Bild des für Sie idealen Mannes, stellen Sie die körperlichen, geistigen, moralischen, sozialen und finanziellen Eigenschaften fest, auf die es Ihnen am meisten ankommt. Notieren Sie es schwarz auf weiß. Hernach seien Sie realistisch und fangen Sie an auszustreichen. Sie werden nämlich Ihr Mannesideal nie finden. Bestimmen Sie also Ihren minimalen Anspruch und halten Sie daran fest.

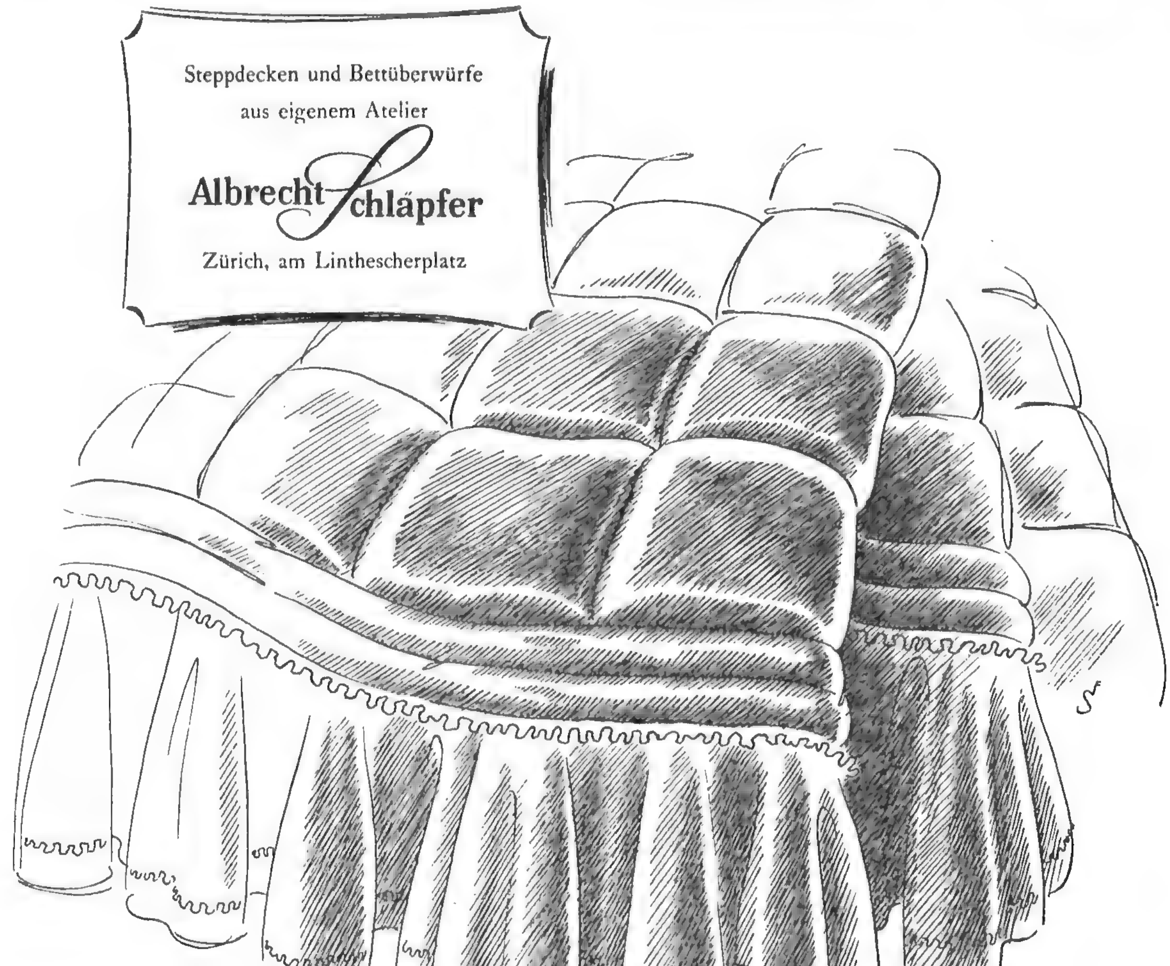
Wo aber werden Sie den entsprechenden Gefährten finden? Wiederum stehen Sie vor dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit, wonach Ihre Aussichten spärlich sind in einer Stadt mit mehr Frauen als Männern, in einem Büro, wo auf 1 Mann 3 Mädchen kommen oder in einem Frauenklub-Hotel, wo selten ein Mann auftaucht. Eine Ortsveränderung kann Ihre Heiratsaussichten verbessern. Zu Hause sind Sie abgestempelt als das Schwesterchen des Herrn Soundso oder als jenes Mädchen Jones, das nie geheiratet hat. In einer neuen Umgebung dagegen können Sie aufs neue beginnen. Aus irgendeinem selbst von Soziologen nie erhellten Grund setzt sich manches Mädchen, das zu Hause ein Mauerblümchen war, in der Fremde prachtvoll durch.

Ein Wort über Ihren Beruf (sofern Sie Ihr Brot selber verdienen müssen). Nach den Ergebnissen der Volkszählung arbeiten in einer bestimmten Gegend 19 899 Männer, aber nur 477 Frauen im Bauwesen. Auf dem Gebiet der Chemie und der Metallurgie zählen wir 55 371 Männer, aber bloß 1654 Frauen. Hier herrscht für Sie offenbar günstiges Wetter das ganze Jahr.

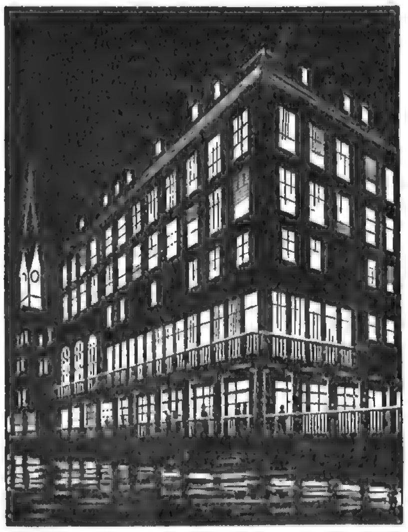
Vermeiden Sie wenn möglich den Beruf der Verkäuferin, der Lehrerin und der Bibliothekarin, denn hier werden Sie in den USA. in der Mehrzahl auf Frauen stoßen. Die berühmte Geschichte von der Sekretärin, die ihren


ZUR KINDERPFLEGE
VERWENDET DIE SCHWEIZER FRAU VORTEILHAFT
DIE BEWÄHRTEN
Vasenol
KINDERPFLEGE-PRÄPARATE
VASENOL-WUND- UND KINDER-PUDER, CREME, PASTE,
VASENOL-OEL


Wie in einem
luftdichten
Glasballon
ist das Werk der
CYMA TRIPLEX
in dem undurchlässig schliessenden Spezial-Gehäuse eingebaut und vor STAUB und
SCHMUTZ GESCHÜTZT
Fr. 89.50
CYMA
TRIPLEX
STOSSGESICHERT * STAUBDICHT * ANTIMAGNETISCH


Steppdecken und Bettüberwürfe
aus eigenem Atelier
Albrecht Schläpfer
Zürich, am Lintheschérplatz

RÔTISSERIE
Storchen
ZÜRICH



Ein Milieu für Sie und Ihre Geschäftsfreunde
Dir.: C. F. Eicher,
Zürich, am Weinplatz, Tel. (051) 27 55 10

Das Los des Altwerdens

wird uns nicht erspart. Eines Tages kommt es mit den grauen Haaren: der Abschiedsbrief des Chefs, ein Händedruck der Kollegen, ein kurzer Dank für die geleisteten Dienste. Du stehst draußen, ein Alter, ein Ausgeschiedener; man will Dich nicht mehr, Du bist zu alt — und doch zu jung zum Sterben!
Das Leben aber geht weiter. Söhne und Töchter wachsen heran. Sie brauchen Dich; Deinen erfahrenen Rat — aber, vielleicht auch Deine Hilfe. — Doch — kannst Du ihnen helfen? Womit? Mit Deiner Alterspension? Sie reicht ja kaum für Dich selbst. Und Deine Ersparnisse? Sind sie dann noch da? Aber vielleicht hilft Dir Deine Lebensversicherung, die ja gerade dann zur Auszahlung kommt. Ja, hast Du eine Versicherung?
Eine *PAX-Police* wird Dir in solchen Stunden eine willkommene Hilfe sein.

PAX, Schweizerische Lebensversicherungs-Gesellschaft in Basel

70 Jahre **pax** 70 Jahre

Chef heiratet, ist ebenfalls reichlich unverbürgt. Es kommt auf das Büro und die ein- und ausgehenden Männer an. Ein Mädchen muß immer riskieren, in einem Büro hängen zu bleiben, statt eine Frau zu werden. In einem solchen Fall ist ein strategischer Rückzug geboten; mit einem neuen Beruf können neue Aussichten auftauchen.

Sind Sie einmal fest angesiedelt, so erhebt sich die Frage: «Wo kann ich mit Männern zusammenkommen?» Zum Glück sind die meisten alten Konventionen verschwunden. Zwar können Sie nicht ohne weiteres einen Mann auf der Straße anhalten und ihm sagen: «Ich möchte Sie gern kennenlernen», aber Sie können diesem Verfahren nahekommen und dennoch innerhalb der Schranken des guten Benehmens bleiben. Warum nicht in der heutigen Zeitung die Versammlungen und andern gesellschaftlichen Anlässe nachschlagen? Tanzabende oder Zusammenkünfte von Berufs- und andern Gruppen bieten ausgezeichnete Gelegenheiten, andern Menschen zu begegnen. Vergessen Sie nicht die politischen Organisationen, die Kurse für Erwachsenenbildung, die Sportgruppen. Ferienorte dagegen werden allzu häufig von abenteuerlustigen Frauen und Männern heimgesucht. Sofern Sie aber ein Steckenpferd reiten, treten Sie unter allen Umständen einem entsprechenden Klub bei.

Wenn Sie einen Mann näher zu kennen wünschen, so werden Sie ganz von selbst fragen, was er tue und wo er herkomme. Prompt wird er von sich selber erzählen und Sie werden zuhören — eine Hauptregel für Sie! Denken Sie daran, daß er das erstemal wahrscheinlich scheuer ist als Sie. Was bei ihm wie Abweisung oder Kälte erscheint, kann bloße Schüchternheit sein. Lassen Sie ihm eine Chance, und Sie werden später, wenn es einmal zum Bekennen kommt, finden, daß auch er bei jenem ersten Mal einfach schwieg, weil er erschrocken war.

Nachdem Sie einmal sein Interesse erweckt haben, müssen Sie sorgfältig gewisse gefährliche taktische Fehler vermeiden. Putzen Sie sich nicht zu sehr heraus. Auch wenn er nie herausbringt, daß die Hälfte Ihrer Kleider Ihrer Zimmergefährtin gehören, so könnte er doch auf die Idee geraten, daß Ihre Garderobeansprüche für sein zukünftiges Einkommen zu teuer sein würden. Die meisten Männer ziehen ansprechende, unauffällige Kleider vor.

Ferner sollen Sie sich bei einer Party richtig benehmen. Vielleicht fühlen Sie sich versucht, zu seiner Unterhaltung zu brillieren. Sofern das Ihre natürliche Rolle ist und er sie bewundert — gut. Aber wenn Sie bloß selber im Scheinwerferlicht stehen wollen, so kann es zwar mit dem beifälligen Gelächter Ihrer Freunde enden — aber der Mann wird Ihnen entgehen. Viel eher wird *er* wünschen, der Mittelpunkt des Abends zu sein — und Sie verderben seine Möglichkeiten. Und seien Sie nie auf seine Kosten sarkastisch! Und ferner: sprechen Sie mit Zurückhaltung von Ihrem Beruf. Er hat seine eigenen Probleme und interessiert sich nicht für Ihre Scherereien mit Ihrem Chef.

Früher oder später werden Sie Ihre Eroberung Ihrer Familie vorstellen. Bietet die heimische Wohnung keinen befriedigenden Hintergrund, so versuchen Sie, ihr vorher etwas nachzuhelfen. Vielleicht können Sie sich keine neuen Möbel leisten, aber Sie können das Vorhandene neu anordnen und einige Kleinigkeiten hinzufügen. Will die Wohnstätte trotz aller Bemühungen nicht besser aussehen, so lassen Sie den Kopf nicht hängen. Männer achten weniger auf ihre Umgebung als Frauen, und was Ihnen als alter Krempel vorkommt, mag er als eigenartig empfinden. Oder es kann in ihm das Gefühl erwecken, Sie seien doch eigentlich für Besseres geschaffen.

«Meine Tochter wird für einen Mann die wundervollste Frau der Welt sein», gesteht die Mutter dem jungen Mann bei seinem ersten Besuch. «Sie ist eine ausgezeichnete Köchin, eine prächtige Hausfrau und hat einen so netten Charakter.» Ich wette zehn gegen eins, daß er nach einer solchen Rede nach seinem Hut greift und das Weite sucht, denn kein Mann wünscht, auf Schienen ins eheliche Glück hineingelenkt zu werden. Er wird zurückschrecken vor allem, was irgendwie nach Verschwörung aussieht.

Die Mutter mag jedoch mit Recht dann zur Tat schreiten, wenn der junge Mann monate- oder jahrelang herumlungert, ohne je eine Heiratsabsicht zu erwähnen. Vielleicht ist er allzu scheu. «Mutter will unsere Verlobung anzeigen. Würde Sonntag, der Achtzehnte, Ihnen passen?» Dieser Wink wird die Wendung bringen!

Passen Sie sich seiner Stimmung an, aber nicht so weit, daß Sie zu seiner Kopie werden. Verwandeln Sie nicht ihre ganze Persönlichkeit einem Werbenden zuliebe, sofern Sie nicht dasselbe erleben wollen, wie jenes Mädchen, das berichtete: «Ich habe mir so viel Mühe gegeben, immer sanft und verständnisvoll zu sein. Wollte er spazieren, so spazierten wir. Wollte er schwimmen, so gingen wir schwimmen. Er hatte Schlagball gern — wir besahen uns ein Spiel. Er liebte Spaghetti — wir aßen davon. Er ging gern in ein Konzert — ich hörte mit, bis mein Gehirn schmerzte.

Jawohl, ich bekam ihn. Aber ich frage mich, ob es all der Mühe wert war. Denn jetzt, da wir verheiratet sind, freuen wir uns doch nicht gemeinsam an denselben Dingen. Wir müssen wieder von unten auf anfangen und lernen, wie man gibt und wie man nimmt.»

Jean L. Block

Aus der Zeitschrift «*Coronet*», September 1946. Copyright 1946 by Esquire, Inc., 919 N. Michigan Av., Chicago, Ill.

Zwei Professoren im Dienste der Schönheitspflege ....

Die wissenschaftlichen Untersuchungen der Professoren Liebreich und Schleich haben erwiesen, daß die mikroskopisch feine Schutzschicht zur Konservierung der Haut in ihrer Formel genau dem reinen Bienenwachs entspricht.

Reines Bienenwachs ist aber Hauptbestandteil der Schönheits-Crème Broglé

Crème Broglé hilft also der Natur nach und ersetzt den Hautschutzfilm überall dort, wo er durch rauhes Wasser, durch Seife oder mechanische Einflüsse zerstört wurde. Hierin liegt der Grund, warum Crème Broglé so erfolgreich und begehrt ist. Heute können Sie mit größtem Vertrauen zur Schönheits-Crème greifen, denn Crème Broglé ist der naturgewollte Schönheits-Garant, der dank vielen zusätzlichen Wirkstoffen die Haut nährt, schützt, geschmeidig und zart erhält und Ihnen einen jugendfrischen Teint sichert.

Crème Broglé

mit aktiven biologischen Hautnähr- und Wirkstoffen

Crème Broglé

In der Gold-Packung Tages-Crème / Nacht-Crème die Tube . . Fr. 3.25

Crème Broglé

Sonnenschutz die Tube . . . . Fr. 2.70

In allen einschlägigen Geschäften

HERSTELLER: LABOR. CRÈME BROGLÉ, SISSELN / AARG.

Fortsetzung von Seite 14

Der «Geist» ist ja ähnlich mächtig und wehrlos wie die «Materie». Durch ihn wissen wir um die Dosen und Wirkungen der Gifte: der richtige Gebrauch bringt Heilung, der Mißbrauch Tod. Der Geist ermöglicht es, daß wir aus Eisen Pflugscharen oder Schwerter schmieden, die Elemente zum Segen oder zum Verderben zwingen. Mit ihm erkennen wir die geheimen Kräfte der Dinge und zugleich die Wege ihrer Knechtung. Im Feld des Geistes begibt sich Gnade und Fluch. Und der Mann verhält sich in ihm anders als das Weib. Er ist freier von der Last biologischer Aufgaben als seine Gefährtin, er hat mehr Zeit, sich spielerisch in diesem seltsamen «Geist» zu tummeln*. In der Geistwelt des Mannes spiegelt sich die Lustwelt seiner Triebe. Der Geist ist im Demütigen demütig, im Hochmütigen hochmütig. Vielleicht ist er von Haus aus wirklich machtlos und ohne Wehr den Trieben ausgeliefert. Wenn die Mütter in ihm denken, nimmt er selber mütterliche Züge an. Denken die Männer in seiner magischen Ebene und verwirklichen sie das mit ihm Schaubare, so kommen die kämpfenden Staaten in die Welt. Da aber auch im Mann die Wesensmöglichkeiten des Weiblichen stecken, kann er selber zum Mittler der Muttergeistigkeit werden. Es ist beiden Geschlechtern gegeben, die mütterliche Ordnung des Daseins zu erkennen und zu verwirklichen.

Nach Bachofen hat sich der Mann in schwersten Kämpfen aus dem Reiche der Mütter emanzipiert und seine eigene Rechtswelt aufgerichtet. Die gynaikokratische wird von der androkratischen Führung abgelöst, das männliche Weltdenken überwindet nun das weibliche, das Geistige das Stoffliche, und darin beginnt das Fühlen dem Denken, das Herz dem Hirn zu unterliegen. Die grelle Helle der Sonne siegt über die wälderlauschige, quelldurchstürzte, bergende Erde, das Licht über die Finsternis, das Unsinnliche über das Sinnliche. Das Siegende ist recht, das Besiegte schlecht. Die nährenden, hegenden Muttergottheiten versinken, nun herrscht, ungreifbar, unsichtbar im Himmel ein Gott, der ganz dem Mann gleicht. Ein zorniger, rachsüchtiger Gott, der keinen andern neben sich duldet und der die Vergehen seiner eigenen Geschöpfe in unbegreiflicher Furchtbarkeit straft. Der Muttermörder Orest hat die Antike erregend beschäftigt. Athene, die Mann-Kameradschaftliche, die Bruder-Schwesterliche entspringt, mutterlos und unmütterlich dem Geisthaupte des Zeus, sie schützt nun den geistschaffenden Mann. Jesus, der die Kindlein zu sich kommen ließ, der einer Ehebrecherin verzieh, der mit den Armen aß, aus dessen mütterlicher Weltschau sein Schönstes überhaupt erblühte — er verlief sich immer mehr in einer extrem männlichen Weltdeutung. Wo stand er darin, als er zu seiner Mutter sprach: «Weib, was habe ich mit Dir zu schaffen?» Als er, vatergehorsam bis zum bitteren Ende, am blutigen Kreuz starb, weinten die Frauen nur noch. Sie standen schon im Schatten: Die manngeistige, die vaterrechtliche, die unmütterliche Zeit begann ihre großen Siege. Die Frau soll nicht einmal die Nähnadel erfunden haben? Aber der Mann hat unbestreitbar die Atombombe und die Verbrennungsöfen für Kinder erfunden. Nach dem zweiten Weltkrieg rüsten Rußland und die Vereinigten Staaten wie noch nie in ihrer Geschichte. Gibt es Kräfte der Besinnung? Liegen sie im Mann allein? Wer freilich im Weibe nur die Stoffseite, im Mann die Geistseite des Lebens verkörpert sieht, wird allein im Männerbund reine Geistpolitik treiben können. Der Geist und sein Träger stehen dann höher als die Materie und das in ihr verstrickte Weib; der Idealismus ist die «wahre» Weltschau und nicht der wie immer verstandene Materialismus (mater = Mutter). Vom Weib, von der Frau, von den Müttern her kann nichts Gutes, nichts Wesentliches kommen. Wo der Mann gar noch weiblichem Weltschauen verfällt, heißt es dann, wo der Feminismus zu siegen beginnt, drängen im Verein mit ihm zwangsläufig alle Formen der materialistischen Besitzgier, vor allem der Kapitalismus und seine Folge, der Militarismus, herauf. Die weibbestimmte Zivilisation unterhöhle die männliche Kultur und bringe sie zum Einsturz. So z. B. E. F. W. Eberhard in seinem unerquicklichen, weitschweifigen Werk: Feminismus und Kulturuntergang (2. Auflage 1927). Der Herr der Welt hat seine Advokaten, nicht immer sehr faire, dafür aber sehr viele. Im Mutterrecht ist die linke Seite bedeutsam, darum wurde links im siegreichen Vaterreich folgerichtig auch zu linkisch (vgl. sinistre, gauche). Aber selbst das Wort Mutterrecht ist noch eine androkratische Prägung — dem männlichen Recht müßte das weibliche «Link» entsprechen**. Es

* Vgl. A.W. Nemilow: Die biologische Tragödie der Frau, Berlin 1925. Das Werk arbeitet die ungleichmäßige Belastung der Frau in der unaufhebbaren Arbeitsteilung der Geschlechter deutlich heraus.

** Noch ein Hinweis: es will uns mehr als ein Zufall erscheinen, daß in den Linksparteien die Belange der Frauen gerechter beachtet werden als bei den Rechtsparteien, daß die weibliche Linke links besser vertreten wird. Auch dort zwar noch allzusehr in manngeistiger Interpretation, wie dies etwa in dem berühmten Buch von Bebel über die Frau und den Sozialismus geschieht. Der rechtsstehende Bachofen sah die geschichtliche Folge vom Mutterrecht zum Vaterrecht als unumkehrbar an. Marx, der die extremmännliche Hegelsche Geistphilosophie völlig umkehrte und eine Dialektik der Materie lehrte, hat damit nicht nur eine Umkehrung des Geist-Materie-Verhältnisses vorgenommen, sondern auch eine von rechts nach links. Davon aber, daß in den politischen Linksgruppen die weibliche Welt ihr wirklich eigenes Wort gefunden hätte, davon kann keine Rede sein.

Und können Sie nicht singen,
..... so schenken Sie ein Los!

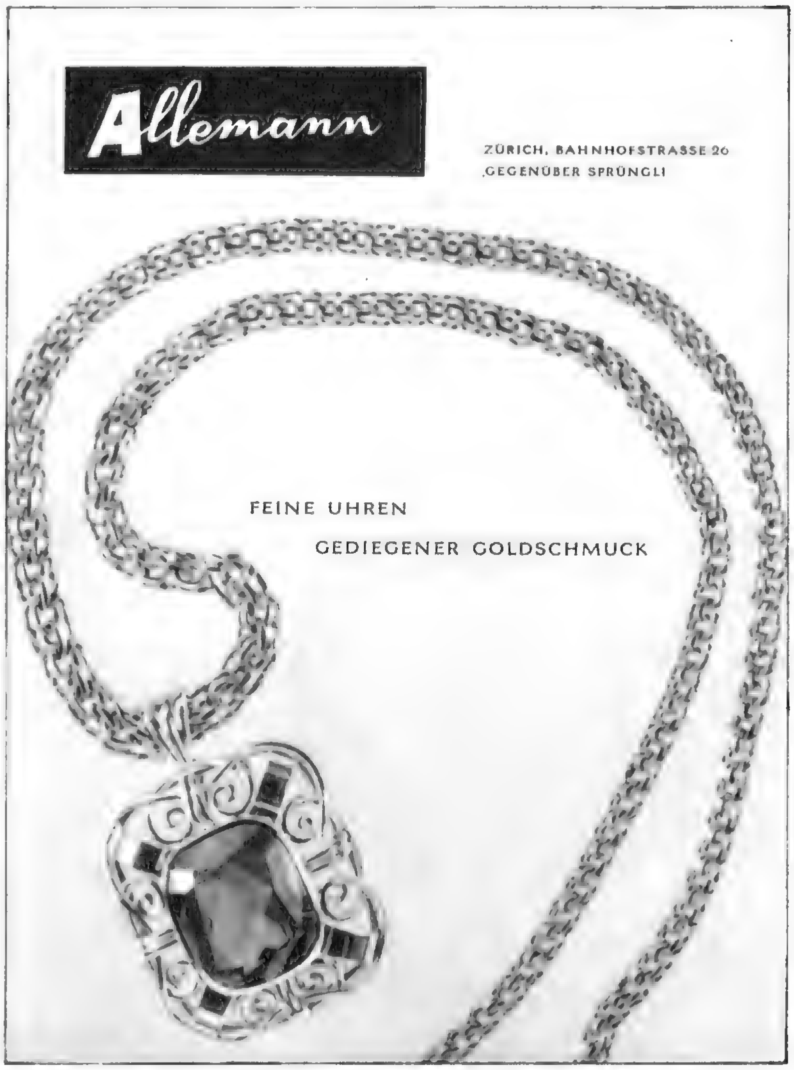
ZIEHUNG DER
LANDES-LOTTERIE
13. NOVEMBER

Einzel-Lose Fr. 5.–, Serien zu 10 Losen unter dem „Roten Kleeblatt"-Verschluss Fr. 50.– (zwei sichere Treffer), erhältlich bei allen Losverkaufsstellen und Banken. Einzahlungen an Landes-Lotterie Zürich VIII 27600

Sich sauber und schmerzlos zu rasieren, ist weder eine Kunst noch das Vorrecht der bemittelten Klasse. Im Gegenteil, es ist sehr einfach. Sie brauchen nur Ihre Klinge auf dem ALLEGRO zu schärfen. Es ist auch billiger, als Sie wahrscheinlich annehmen, denn einen ALLEGRO kann sich wirklich jedermann leisten. Kaufen Sie also heute noch diesen nützlichen Apparat; Sie werden ihn bald nicht mehr missen können.

In allen einschlägigen Geschäften erhältlich.
Preise: Fr. 12.–, 15.–.
Prospekte gratis durch:

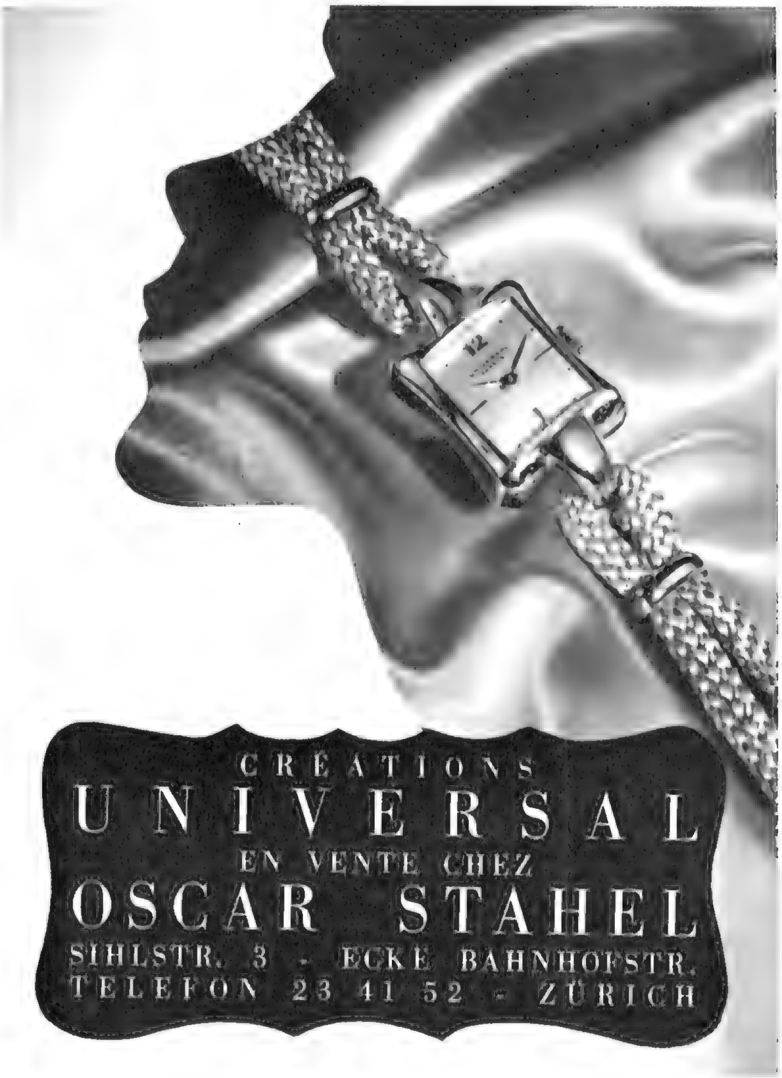
Industrie AG. Allegro, Emmenbrücke 57 (Luzern)



Der HOOVER schont Ihre Teppiche

Der Feind der Teppiche ist der tief eingebettete, scharfkantige Schmutz, welcher die Fasern zerschneidet und die abgetretenen Stellen verursacht. Die ingeniöse Konstruktion des Hoovers, die ihn zum vollkommenen Reiniger der Welt machte, vibriert diesen Schmutz heraus und gibt Ihren Teppichen ihre frischen Farben und längere Lebensdauer. Zwei Modelle. Verlangen Sie unsere ausführlichen Prospekte.

HOOVER-APPARATE A.-G., ZÜRICH, Limmatstraße 45p



gibt immer wieder Frauen, die den Widersinn spüren, wenn mannweltverfallene Studentinnen die «Rechte» studieren oder gar danach streben, auf Männerkanzeln das Wort des Vatergottes zu verkünden. Es ist aber auch immer wieder erschütternd zu sehen, wie Frauen, völlig über die eigenen Daseinsmöglichkeiten ahnungslos geworden, mit behender Zunge und lauter androkratischen Argumenten einen Mann bekämpfen, der ihrem eigenen Reiche nachdenkt und seine Dimensionen aufdeckt.

Die Frau hat es schwer, sich zu diesem möglichen Eigenen heimzufinden (es gibt Heimaten, die vor uns liegen). Manche Frauen wollen sich von der Welt des Mannes emanzipieren und verstricken sich dabei erst recht in sie. Sie erobern ausgesprochen männliche Positionen und verstärken so, was sie eigentlich schwächen wollen. Sie sind für die Geschenke der «Gleichberechtigung» und «Gleichstellung» durch den Mann dankbar und sehen nicht, daß es Danaergeschenke sind, welche sie noch viel mehr ihrem Reich entfremden. Männliche Pflichten verdrängen weibliche Aufgaben. Mitreden im Männerraum schwächt die weibliche Stimme. Wo sind die Mütter gewesen, welche die Krankheiten der männlichen Gesellschaften erkannt haben, welche sich gegen die männlichen Kollektivverbrechen wandten? Welche überhaupt den Mut hatten, die männliche Weltordnung und Weltdeutung anzuzweifeln? Wenn die Frauen nur stimmen, was die Männer vorschlagen, dann werden die Militärkredite aller Länder weiter ins Irrsinnige steigen. Unsere Welt ist so tief unmütterlich geworden, daß die Männer muttergeistig werden müssen, wenn die Frauen dazu nicht mehr imstande sind. Wir müssen den Frauen zu unendlich viel mehr verhelfen, als zum bloßen Eintritt in die bürgerlichen Rechte etwa des Stimmrechts. Die Frau muß ihr Reich nicht nur in der Familie, sondern auch in der ganzen Menschheit erkennen. «Der schützende, hütende, pflegende und bildende Muttergeist ist der soziale Urgeist, von dem sich der männliche Erkenntnisgeist mit seiner kühn forschenden, künstlerisch-gestaltenden Kraft grundlegend unterscheidet. Im männlichen Ethos schlummert vor allem auch der Eroberungs- und Kampfgeist, im weiblich-mütterlichen der Geist sorgender Liebe, der für das Gedeihen aller sozialen Gründungen engerer und weiterer Natur Voraussetzung bedeutet. In der Richtung der männlichen Wesensnatur liegt ferner stets der Unterdrückungswille gegenüber der fremden Individualität, in der Richtung der weiblichen Wesensnatur stets der Aufopferungswille.» (Ernst Bergmann, Erkenntnisgeist und Muttergeist, 1932.) Mann und Frau nehmen beide in ihrer Weise am geistigen Sein teil. Der Mann formt in seinem Medium seine männliche Sinngebung, die Frau kann dies jederzeit noch tun. Eine Rückkehr ins Bachofensche Matriarchat kommt nicht in Frage. Aber daß die mütterliche Weltschau sich zu einem gesunden Gegengewicht zur männlichen auswächst, das will uns durchaus als not-wendend dringlich erscheinen.

Vielleicht ist der Schweiz eine viel größere Tat vorbehalten, als daß sie jetzt das Frauenstimmrecht verwirklicht, wobei sie dann wahrlich kaum mehr etwas Neuschöpferisches vollbringt. Die Widerstände gegen seine Einführung sind durchaus nicht alle nur negativer Art. Viele Schweizer wären für ein Hörbarmachen der weiblich-mütterlichen Stimme im Volke wohl offen, wenn sie auf einem Wege geschieht, dem sie trauen, und von dem sie annehmen dürfen, er führe nicht anderswohin, als die politischen Wegweiser seines Beginnes ansagen.

Schaffen wir neben dem Ständerat und dem Nationalrat einen schweizerischen Mutterrat, dem dieselbe Kraft und Machtfülle zukommt wie den beiden Männerräten. Zahlenmäßig kann er etwa dem Ständerat gleichen. Gewählt werden die Frauen nur von den Schweizer Frauen selbst, die dafür das Wahlrecht erhalten. Der Mutterrat beschäftigt sich mit allen Fragen der Mutterseite des Volkslebens, die im Männerdenken zu kurz kommen und leiden. Seine geistige Kontur kann nicht von heute auf morgen deutlich vor uns stehen. Das ganze Volk müßte sich mit dem Gedanken erst befreunden, müßte über die Rolle der Geschlechter im sozialen Geschehen selber erst genauer klarwerden. Der Mutterrat ist aber seinem Wesen nach etwas ganz Einfaches und kann gerade deshalb in allen Ländern Nachfolge und Nachahmung finden. In ihm wird die Mutterseite des Lebens auch in der Oeffentlichkeit sichtbar. Wir werden nicht nur die Stimme des Mannes und Vaters über die Geschehnisse der Welt hören, sondern auch die Stimme der Mutter. Ohne Mutterkräfte kann unsere Welt weder bestehen noch gedeihen. Mann *und* Frau zusammen bilden erst den ganzen Menschen, Väter und Mütter die ganze Menschheit. In ihrer Ehe liegt ihre große Ordnung und Gesundheit, und erst in der Ehe der männlichen und mütterlichen Geistigkeit kann die Menschheit selber ihre gesunde Ordnung finden. Mann und Frau bleiben auch darin Suchende und Unruhige des sich selber in ihnen mühsam enträtselnden Daseins.

...

LES PARFUMS

DE

Molyneux

5.RUE ROYALE

PARIS

SES EXTRAITS

"RUE ROYALE"
"CHIC" "VIVRE"
"5" "FÊTE"
"ALLIANCE" "CHARM"
"LE NUMÉRO CINQ"

DISTRIBUTEUR EXCLUSIF
POUR LA SUISSE
PARLUSOR S.A.
5, RUE DU MONT-BLANC
GENÈVE
TÉLÉPHONE 2 91 23

SES PRODUITS

ROUGES A LÈVRES
EAU DE COLOGNE
TALC.POUDRES
ESSENCES POUR LE BAIN
FIXATEURS.LOTIONS
BRONZINE

Der Schattengeliebte und das Rautendelein

Fortsetzung von Seite 20

Da es sich in beiden Fällen um innere psychische Faktoren handelt, die sich zum bewußten Ich komplementär, d. h. ergänzend verhalten, so sind Animus und Anima auch ihrer inneren Natur nach verschieden. Sein Bezirk gehört dem Logos, der ihre dem Eros an. Der Animus will erkennen und unterscheiden; die Anima einen und vereinen. Er zielt auf sachliches Interesse, sie auf seelische Beziehung. Weil sie aber beide die unentwickelte «Schattenseite» des Menschen darstellen, so gebärdet sich die Anima des Mannes wie eine etwas kindische Frau: sie hat Launen, sie ist undurchsichtig, unberechenbar, sentimental, irrational usf. Der Animus der Frau dagegen führt sich wie ein minderwertiger männlicher Intellekt auf: er weiß alles, weiß es sogar besser, er hat Vorurteile (diejenigen der Nachbarn), Meinungen (die der Zeitung entnommen sind), unerschütterliche Prinzipien (die vom Vater stammen) usf.; sie diskutiert mit Aplomb und raisonniert mit völliger Unlogik, was den Mann ebenso irritieren und zumal in Raserei versetzen kann wie seine Stimmungsschwankungen und Unklarheiten die Frau. Und trotzdem oder gerade darum ziehen sich so gegensätzliche Menschen an, insbesondere wenn es sich um stark einseitig eingestellte handelt. Im Sinne des Ergänzungsverhältnisses wählt also z. B. der brutal kalte Tyrann ein weiches, mildes Wesen als Trägerin seines Seelenbildes, oder der sensible, intuitive Künstler eine erdfeste, «vernünftige» Frau, nicht anders wie sich das energische moderne Mädchen einen stillen, passiven Mann oder die weltfremd Unselbständige einen instinktsicheren Tatmenschen aussucht. Und alles geht gut, solange nicht die unbewußten Regionen das Heft an sich reißen und die launenhaft primitive Gefühlsseite des abstrakten Wissenschafters — um nur ein Beispiel zu nennen — mit der raisonnierenden, herrschsüchtigen Unlogik des Animus seiner sonst so zartbesaiteten, sentimentalen Partnerin zusammenprallt! Der Rolle des «Seelengefährten», weil er dem «Schattenland» zugehört, einen nur negativen Aspekt geben zu wollen, würde jedoch den Tatsachen gar nicht gerecht werden. Auch alles Helle wird aus dem Dunkel des Unbewußten geboren, das alle Möglichkeiten, die guten und die bösen, in sich einschließt. Die Anima ist die große, ahnungsreiche Mittlerin zu den verborgenen Wahrheiten des Lebens; sie kann dem Mann auch inspirierende Muse, weise Führerin und stille Heimat sein. Ebenso wie der Animus nicht nur als jeder Logik abholder Meinungsteufel erscheint, sondern auch zu einem zeugenden Wesen zu werden vermag, durch welches der schöpferische Geist der Frau zu sinnvoller Betätigung gelangt und das Empfangende, das Weibliche, des Mannes befruchtet wird.

Je größer die Inhaltsfülle des gegengeschlechtlichen Seelenanteils ist, desto stärkeres Gewicht kommt ihm im seelischen Haushalt zu. Der schöpferische Mann wird mehr Weibliches, eine gewichtigere Anima haben als der durchschnittliche Mann, desgleichen die tatkräftige, denkbegabte Frau einen mächtigeren Animus. Doch störend machen sie sich erst bemerkbar, wenn man ihrer ganz unbewußt ist, d. h. wenn man die nötige Auseinandersetzung mit ihnen in sich selber unterließ und daher kein richtiges Verhältnis zu ihnen und ihren Bildträgern in der Außenwelt gewonnen hat. Dann entsteht, was Jung eine «psychische Geschlechtsverschiebung» nennt: der Mann wird verweiblicht, die Frau vermännlicht. Eine Erscheinung, der wir heute fast ebenso häufig begegnen wie zerrütteten Ehen, was nicht ganz ohne Zusammenhang sein dürfte.

Zielt die Beziehung zum Gegengeschlecht in der ersten Lebenshälfte noch vorwiegend auf einen biologischen Zweck, so erhält mit zunehmenden Jahren die seelische Komponente in ihr eine stets wachsende Bedeutung. Eine Verbindung, die auf der Illusion übertragener Seelenbild-Werte und nicht auf der ungeschminkten Realität des Partners aufgebaut ist, lehnt die reife Persönlichkeit ab. Die Projektionen zerbrechen; man will um seiner selbst willen geliebt werden. Man will nicht dem anderen wie einem Trugbild verfallen, man will nicht mehr «besessen» werden, sondern bewußter Hingabe an das Du fähig sein. So müssen Animus und Anima ihren Tribut erhalten. «Ein Schaffender, mit Dir entzweit» — sagt Heinrich zum Rautendelein — «er muß dem Dust verfallen, überwindet die Erdenschwere nicht.» Begegnung, Zusammenstoß und Auseinandersetzung mit dem anderen Geschlecht in uns und außer uns gehören zum vollwertigen Menschendasein schlechthin. Ohne die Fallen und Ränke, die Verstrickungen und Verwicklungen, die Animus und Anima erzeugen, wäre es an Glanz und Schönheit ärmer; vor allem aber würde ihm jener geheimnisvolle Ansporn fehlen, der uns auf dem Wege der Selbstvollendung weitertreibt.

•••

Hauchzart und duftig bleibt ihr Teint

mit Poudre Goyesca

MYRURGIA

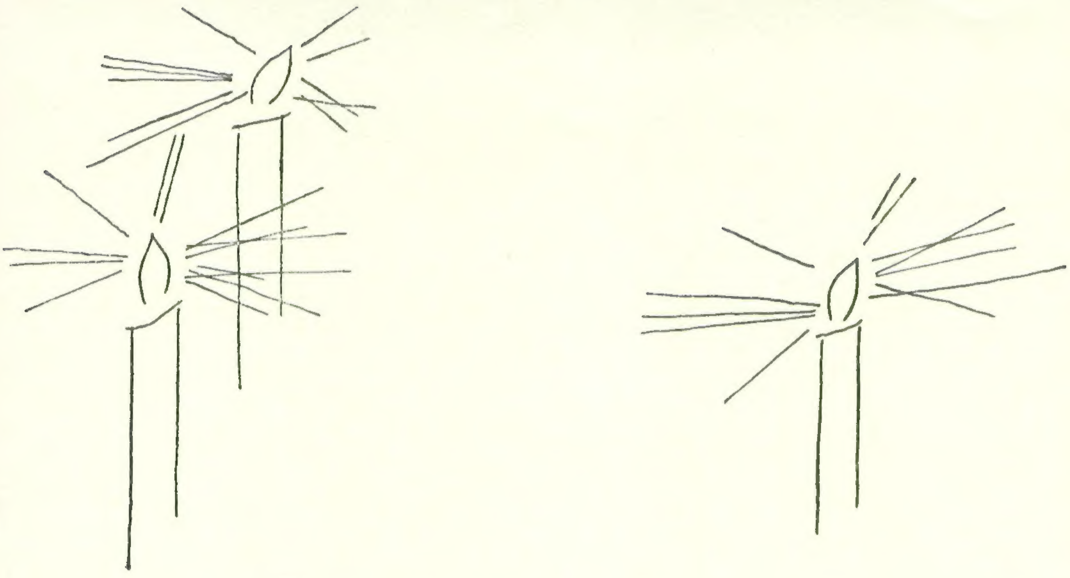
Dépôt général pour la Suisse G. Kempf, Zurich 11

In einem Betrieb, wie ihn die Steinfelsfabrik darstellt, hat die wissenschaftliche Abteilung besondere Bedeutung. Erstens einmal werden dort alle Rohstoffe, die Oele, die Fette und die Chemikalien — mehrere hundert an der Zahl — nach bestimmten Methoden auf Reinheit und Güte geprüft. So wird die stets gleichbleibende, ungewöhnliche Qualität der Steinfelsprodukte ermöglicht. Dann haben die Chemiker auch die Pflicht, alle Fabrikationsprozesse zu überwachen. Denn nur mit wissenschaftlicher Genauigkeit können die hohen Qualitätsnormen eingehalten werden, wie sie bei Steinfels üblich sind.

Drittens wird in unseren Laboratorien unablässig Neues entwickelt, werden neue Untersuchungsmethoden erdacht und ausprobiert, werden neue Verfahren entworfen und abgeklärt. In sorgfältiger Arbeit werden dann die Möglichkeiten gesucht, die Erkenntnisse der Forschung praktisch auszuwerten. Diese ernsthafte, geistige Arbeit hat wertvollen Kontakt mit führenden Wissenschaftlern und mit den Industrien der Schweiz und des Auslandes gebracht. So wurde es uns möglich, jeden Fortschritt sofort wahrzunehmen und durch die Steinfelsprodukte den Verbrauchern zur Verfügung zu stellen.

FRIEDRICH
STEINFELS
ZÜRICH

DER GRÖSSTE
SEIFENPRODUZENT
DER SCHWEIZ



Das Titelblatt des diesjährigen Du-Weihnachtsheftes zeugt von wiedererwachendem Völkerverkehr: Es ist das fromme Christgeburtbild eines altflämischen Malers, das im Rijksmuseum in Amsterdam zu sehen ist. Im Innern des weit über hundert Seiten starken Heftes fehlt auch diesmal der reiche farbige Teil nicht, der schon eine Art Ueberlieferung geworden ist: der Blick in eine schweizerische Privatsammlung. Die Reihe beginnt diesmal mit einem frühen, tonigen Hafenstadtbild Monets, eine blaue bretonische Landschaft Gaugins folgt, dann van Gogh mit einem Frauenbildnis aus der Pariser Zeit. Degas und Renoir sind mit Pastellen vertreten, eine der letzten Genferseelandschaften Hodlers ist da und eine Winterstraße Maurice Vlamincks. Felix Mendelssohn Bartholdy, der Komponist, liebte die Schweiz. Er gehört zu den frühen berühmten Bewunderern unserer Gebirgslandschaft. Er hat sie auch gemalt. Aquarelle und Zeichnungen von seiner Hand, Engelberg und das Berner Oberland nach Originalen aus Privatbesitz, Tagebuchnotizen und Schriftproben in Faksimiledruck, Zeugnisse eines liebenswürdigen Herzens sind in diesem Weihnachtsheft zu finden.

Nils Nilsson Skum, der Renntierhirt in Lappland, zeigt den Du-Lesern in Zeichnungen die großen Wanderwege und das Winterleben seiner tausendköpfigen Herde. Aus Italien kamen neue, farbige und schwarz-weiße Photos; die farbige Reproduktion eines zeitgenössischen Schweizer Malers ist da und in großen Aufnahmen der nächtliche Sternenhimmel in den Regionen der astronomischen Nebel. Der Dichter Bergengruen steuert eine Erzählung bei, viele Verfasser-Beiträge aus dem vergangenen und gegenwärtigen Leben; alles in allem gibt ein reiches, vielfältiges Ganzes, und unter den aufgeführten Aphorismen der Dichterin Ebner-Eschenbach findet sich auch der folgende, der für das Heft gelten mag: Es hat noch nie jemand etwas Ordentliches geleistet, der nicht etwas Außerordentliches leisten wollte.

Für Fr. 4.50 ist diese Weihnachts-Sonderausgabe im Einzelverkauf erhältlich. Immer wieder hat ein Du-Abonnement sich als hochgeschätztes Geschenk erwiesen. Wir lassen so ein Abonnement gerne mit dem Weihnachtsheft beginnen und legen ihm eine Geschenkurkunde bei. Benützen Sie die beigefügte Bestellkarte und übermitteln Sie uns Ihren freundlichen Auftrag schon jetzt. Die Nachfrage ist groß.

Hier abtrennen!

Ich bestelle ein Du-Abonnement für 1 Jahr ab Dezember 1946/Januar 1947**

*a) als Geschenk**

Die Monatsschrift ist zuzustellen an:

Frau/Fräulein/Herrn ______

Ort: ______ *Straße:* ______

*b) für mich selbst**

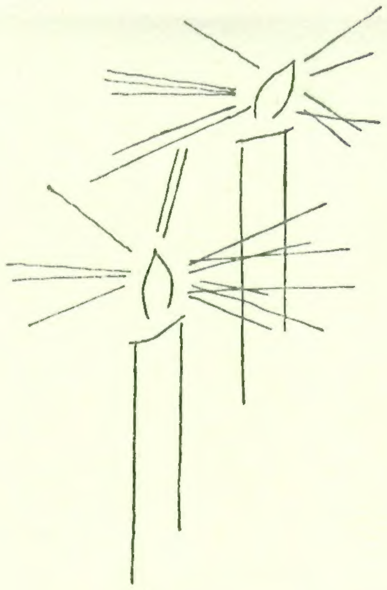
Senden Sie die Monatsschrift Du an meine Adresse ab ______

*Ich wünsche unabhängig vom Abonnement ____ Dezemberhefte (Weihnachtsausgabe) zu Fr. 4.50 zugestellt. Die Bezugsgebühr (Fr. 26.50 pro Jahresabonnement, Ausland Fr. 34.50, Fr. 4.50 für Weihnachtsheft) — *wird gleichzeitig auf Postscheckkonto VIII 3790 einbezahlt — *ist mir in Rechnung zu stellen.*

** Nichtgewünschtes bitte streichen.*

Datum ______ *Unterschrift* ______

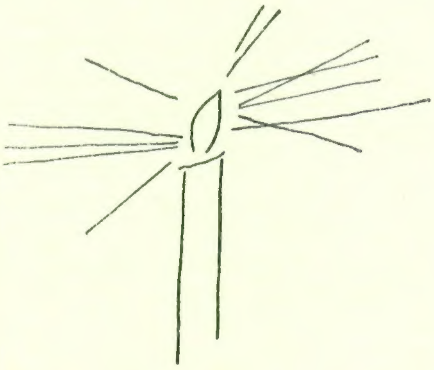
Ort ______ *Straße* ______



Die Hetze des modernen Tages droht den Menschen aus der glückbringenden Fühlung mit den heimlichen Schätzen der Welt zu vertreiben. Zwar grenzt sein Dach an den unendlichen Raum; aber die Sterne bleiben ihm stumm. Wälder rauschen, Wasser wogen, überall liegt reiche Schönheit unerkannt am Wege.

Das Du will die unmenschliche Sehnsucht nach dem Erleben der Alltagswunder bewahren helfen. Mit den modernen Mitteln der Bildwiedergabe und des Farbendruckes erzählt es fesselnd und allen verständlich von den Rätseln des gestirnten Himmels, wie von den bedrängenden Geheimnissen der Atome. Die Zeitschrift nimmt den Leser mit in die Hochgebirge und in die Tiefen des Meeres, zeigt ihm die Pracht der Tropen und das Tierleben der arktischen Nächte. Weltoffen und weltfromm zugleich sucht sie den verborgenen Reichtum der Dinge um uns her aufzuschließen.

Ebenso führt sie ihn zu den Schöpfungen der Menschen, zu den Bauten, zu den ältesten wie jüngsten Malereien und Bildwerken und immer wieder gern zu den Zeichnungen, diesen unmittelbarsten Zeugnissen der lebendigen menschlichen Hand. Keine fachlichen Aengstlichkeiten engen die Zeitschrift ein. Sie wählt aus der Fülle des Geschaffenen jene Stücke und Stellen, die mit ihrem Anruf den heutigen Menschen erreichen.



BESTELLKARTE

Du

SCHWEIZERISCHE MONATSSCHRIFT

CONZETT & HUBER ZÜRICH

Morgartenstraße 29 Telephon 25 17 90

Besondere Wünsche:

Du Schweizerische Monatsschrift

Conzett & Huber

Morgartenstraße 29

ZÜRICH